1,70 DM / Band 394
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-

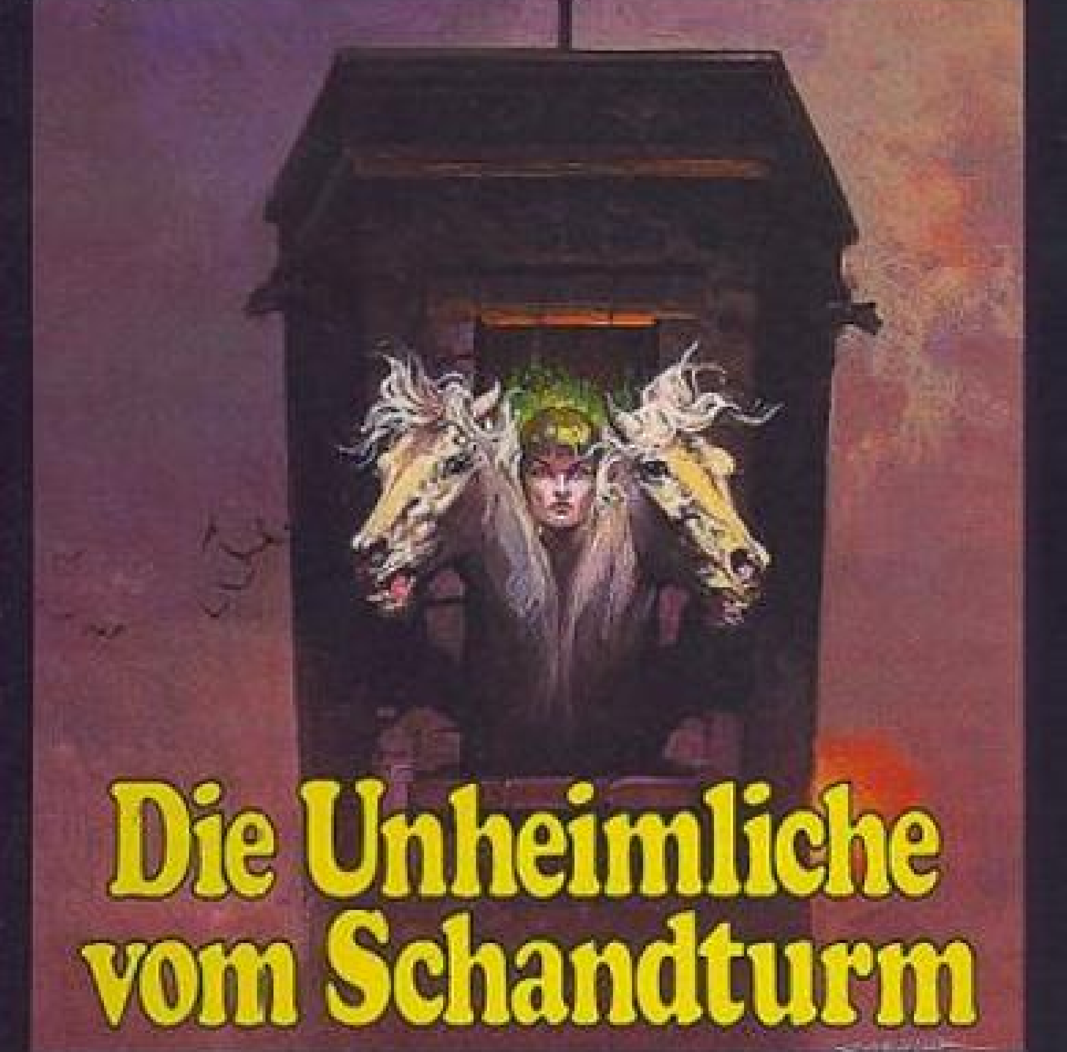
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115



Die Unheimliche vom Schandturm

John Sinclair Nr. 394

von Jason Dark

erschienen am 21.01.1986

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Unheimliche vom Schandturm

Der alte Totengräber konnte sich nicht daran erinnern, jemals einen so starken Sturm erlebt zu haben. Ein Strafgericht Gottes jagte in wüsten Böen auf die Erde nieder, peitschte die Wellen des Flusses hoch, fuhr mit elementarer Gewalt in die Stadt hinein, zerrte an den Bäumen, riß ihnen Zweige und Äste ab und knickte morsche Stämme wie Streichhölzer.

Fensterläden rissen sich aus ihren Verankerungen. Mit spielerisch anmutender Leichtigkeit fanden sie ihren Weg bis zum nächsten Hindernis, gegen das sie voll krachten. Auch über den Friedhof wehte der Sturm. Er brachte Zweige und Äste mit. Sogar einen Karren schob er vor sich her.

Gewaltige Kräfte spielten mit dem Laub und nahmen es mit zu unbekannten Zielen, wie eine ruhe- und rastlose Masse, die nie eine Heimat finden würde…

Der Totengräber hockte in seiner alten Bude und lauschte dem Heulen des Sturms. Man nannte ihn nur Pitter, der Friedhof war sein Reich, er gehörte zu ihm wie die düsteren Grabsteine und die alten Bäume, deren Kronen durchgeschüttelt wurden.

Das Haus ächzte. Es stöhnte unter gewaltigen Schmerzen. An den Ecken und den vorgebauten Dachkanten fing sich Sturm und heulte dort eine Melodie, die als schauriger Grabgesang zu dem Friedhof paßte. Ein Geleit für all die Toten, die ins Jenseits eingingen, wo ihre Seelen für alle Ewigkeiten schmachten würden.

Pitter ging zur Tür. Er hörte die Geräusche, und manchmal war es ein hartes Klopfen, als würden die Hände der Toten gegen seine Tür hämmern, um Einlaß zu begehren.

Ein furchtbares Unwetter tobte sich über der Stadt aus. Für die Schiffer wurde der Rhein zu einer tödlichnassen Falle. Niemand wagte sich mehr hinaus auf den Fluß, wo die Wellen zu gläsernen Bergen anwuchsen, die alles überschwemmten oder mitrissen, was sich ihnen in den Weg stellte. Längst war der Fährbetrieb eingeschlafen. Vertäut lagen die breiten Kähne am Ufer, wurden von den Wellen erwischt und schüttelten sich mit trägen Bewegungen, weil sie aus ihrer Ruhe gerissen worden waren.

Es war eine Nacht, die man am besten vergaß, wenn man sie heil überstand…

Der Sturm kannte kein Pardon. Er jagte in jede Ritze hinein, als wollte er erkunden, ob es noch Dinge für ihn gab, die es mitzunehmen lohnte.

Manchmal, wenn er durch besonders enge Gassen heulte und gegen Widerstände prallte, hörten sich seine Laute an wie das Schreien von Gefolterten oder das Jammern der allmählich Verhungernden im Schandturm.

Die Zeiten waren hart. Wer sich außerhalb stellte, wurde vernichtet. Das Großbürgertum, der Adel und nicht zuletzt die Kirche reagierten in Colonia mit eiserner Strenge.

Pitter, der Totengräber, blieb innen vor der Haustür stehen. Sein skeptischer Blick aus den kleinen Augen traf die Tür, die sich unter den jenseits von ihr tobenden Gewalten nach innen bog, wobei der Totengräber nicht mehr glauben wollte, daß der Holzriegel noch lange standhielt. Er kam zu dem Entschluß, etwas tun zu müssen.

Die Tür mußte einfach verriegelt und verrammelt werden, dazu brauchte er Werkzeug und eine stabile Holzlatte, am besten einen Pfosten.

Pitter bewahrte so etwas in seinem Schuppen auf, wo auch noch primitive Särge für die ganz Armen standen, die kein Geld für eine Beerdigung hatten.

Der Schuppen war besonders gefährdet. Bei schönem Wetter lugten

die Strahlen der Sonne durch das mit Löchern und Ritzen übersäte Dach. Im Winter hielt die knackige Kälte Einzug, so daß man leicht erfrieren konnte, da es keinen Ofen gab, der den Schuppen erwärmte.

Durch den Flur mußte Pitter gehen, um die Tür zu erreichen, die den Schuppen mit seinem kaum besseren Wohnhaus verband.

Auf der kurzen Strecke bekam er ebenfalls die Gewalt des Windes mit. Der Orkan erschütterte das Haus in seinen Grundfesten, er wühlte in den Bäumen wie ein wildes Tier und schleuderte abgerissene Äste und Zweige auf das Dach, so daß es sich anhörte, als würde jemand einen wahren Trommelwirbel veranstalten.

Die schmale Tür zum Schuppen war primitiv gearbeitet. Sie erzitterte unter den harten Windstößen, die es irgendwie schafften, auch gegen sie zu hämmern. Bei ihr war es ebenfalls nur noch eine Frage der Zeit, wann sie brechen würde.

Der Totengräber zog sie auf. Er brauchte nicht einmal viel Kraft aufzuwenden. Der Wind unterstützte ihn und spielte plötzlich mit der Tür.

»Das gibt es nicht!« keuchte Pitter im breitesten Kölsch und schüttelte sich. »So ein Mist.« Er hielt die Tür fest, damit sie ihm nicht gegen den Schädel schlug. Sein Blick glitt in den Schuppen.

Nichts stand mehr an seinem Platz. Der Wind hatte das Werkzeug umgerissen. Schaufeln, Spaten, Spitzhacken und andere Dinge waren zu Boden geschleudert worden.

Pitter ärgerte sich. Er überlegte, ob er tatsächlich hineingehen sollte, aber die Vordertür war wichtiger. Wenn sie zerstört wurde, hatte der Wind freie Bahn und würde das Haus regelrecht zerlegen.

Deshalb war es besser, wenn er sie sicherte.

Den schweren Hammer sah er nicht gleich, weil er unter einem Spaten verborgen lag. Dafür stach ihm ein breiter Holzstempel ins Auge, der ungefähr die Maße besaß, die er für die Tür benötigte. Mit Holzkeilen wollte er den Stempel schräg befestigen.

Kaum hatte er den Schuppen betreten, als eine neue Bö heranfuhr, durch die Lücke drang und ihn packte. Pitter war ziemlich knochig, die meisten sagten dürr dazu, und so hatte er dieser neuen Bö nichts entgegenzusetzen. Sie warf ihn zurück. Er prallte genau gegen die zufallende Tür, bei der er noch mithalf, sie ins Schloß zu schmettern, wobei dieser Klang so laut durch den Schuppen dröhnte, als hätte jemand eine Muskete abgefeuert.

Pitter duckte sich. So bot er dem Wind nicht zu viel Angriffsfläche.

Den Hammer holte er zuerst. Ein schwerer Eisenklotz war an einem Holzstiel befestigt worden. Wer ihn schwingen wollte, mußte schon die nötigen Kräfte aufbringen.

Die besaß Pitter.

Man sah es seiner dürren Gestalt nicht an, aber er besaß eine

bemerkenswerte Ausdauer, die er sich beim Schaufeln der Gräber geholt hatte. Der Totengräber war davon überzeugt, in den nächsten Tagen wieder mehr Gräber als gewöhnlich ausheben zu müssen, denn ein Orkan wie dieser kostete immer Opfer.

Jetzt brauchte er nur den Balken. Durch das zusätzliche Gewicht des Hammers konnte er sich auch besser auf den Beinen halten.

Nicht mehr jeder Windstoß warf ihn um. Er hatte die Augen zusammengekniffen, um sich vor dem hereingewehten Staub zu schützen.

Plötzlich war alles anders geworden. Er hatte genau gesehen, daß sich die Lücke in der Wand verdunkelt hatte, und zwar nicht von einem Gegenstand, sondern von einer Gestalt. Pitter sah nicht viel von ihr, nur die untere Hälfte. Das reichte aus, um erkennen zu können, daß die Gestalt ein Mensch war und ein Totenhemd trug Es flatterte im Wind, warf Falten, wurde gegen die Beine geschleudert, dann wieder zurück und bewegte sich hektisch zur linken Seite hin, weil der Wind gedreht hatte und jetzt von rechts kam.

Aus dem Saum des Kleides schauten zwei nackte Beine hervor.

Keine Schuhe bedeckten die Füße, sie verschwanden im Schlamm des aufgeweichten Bodens und wurden von altem Laub umspielt, das der Wind heran- und auch wieder wegwehte.

Welcher Mensch verirrte sich um diese Zeit und bei einem so wütenden Orkan schon auf den Friedhof?

Niemand – aber war die Gestalt überhaupt ein Mensch? Der Totengräber beugte sich vor. Er hatte erkannt, daß die Beine nicht zu einem Mann gehörten. Es mußte eine Frau sein, die vor ihm stand, und ihr Fleisch sah aus wie weißer Marmor.

Als wäre eine Tote aus dem Grab gestiegen…

Selbst Pitter bekam bei dieser Schlußfolgerung eine Gänsehaut.

Sie kroch den Rücken hinauf und setzte sich in seinem Nacken fest.

Es war normalerweise nicht möglich, obwohl ihm ein Heilkundiger mal gesagt hatte, daß es so etwas geben würde. Aber da war er betrunken gewesen, und Pitter hatte über ihn nur gelacht.

Jetzt war er sich nicht mehr sicher…

Bevor er sich davon genauer überzeugen konnte, erklang in der Ferne ein seltsames Geräusch. Zu diesem unheimlich klingenden Heulen mußten sich Wölfe zusammengerottet haben, anders war es nicht zu erklären.

Und doch gab es eine Erklärung.

Inmitten des über der Stadt tobenden Sturmwirbels hatte sich eine Windhose gebildet, die sich mit rasender Geschwindigkeit voranbewegte und von keinem Hindernis aufgehalten werden konnte, da sie alles zur Seite spülte.

Das Heulen kündigte sie an. Jetzt hätte ein Mensch noch flüchten

können, aber der Totengräber blieb. Der Anblick der Beine hatte ihn irgendwie gelähmt. Er stand auf dem Fleck, konzentrierte sich auf das Heulen und vernahm zwischendurch das Knacken der Äste, die mitgerissen wurden, bevor die Windhose sogar Bäume entwurzelte.

Sie jagte heran.

Und das Haus des Totengräbers stand ihr genau im Weg.

In den folgenden Augenblicken hatte der Mann das Gefühl, als würde die Zeit langsamer ablaufen. Er starrte durch die Lücke, sah das Chaos auf seinem Friedhof und schaute dann zu, wie die Beine vor seinen Augen verschwanden. Die Tote war einfach mitgerissen worden. Sie hatte das gleiche Schicksal erlitten, wie es dem alten Schuppen und dem Totengräber noch bevorstand.

Das Krachen mischte sich in seinen entsetzten Schrei. Plötzlich war die Welt um ihn herum eine andere geworden. Die Windhose riß das Haus praktisch entzwei. Bretter, Latten, Dachsparren, Werkzeuge und auch der Mensch gerieten in Bewegung und vereinigten sich zu einem furiosen Wirbeln, dem Pitter aus eigener Kraft nicht entkommen, konnte.

Er hatte den schweren Hammer nicht losgelassen. Zusammen mit diesem Werkzeug wurde er in die Höhe gewirbelt und gleichzeitig gedreht. Wo sich sonst die Decke befunden hatte, klaffte eine Lücke, in dieser hineingedrückt wurde.

Er schrie.

Schläge trafen ihn an Schultern, Kopf und Rumpf – alles wurde erwischt, er blutete auch, aber das war ihm egal, wenn er nur wieder festen Boden unter den Füßen bekam.

Das geschah auch.

Plötzlich war alles vorbei. Keine Windhose mehr, keine Kräfte, die an ihm rissen.

Er fiel mitsamt dem Hammer in die Trümmer des Schuppens.

Ein Holzspan jagte schräg in seine Wange und färbte sich sofort rot.

Pitter brach ein. Ein Krachen und Splittern begleitete seinen kurzen Weg. Er schützte sein Gesicht und lag noch immer flach, als alles längst vorbei war.

Pitter lebte.

Es dauerte etwas, bis er sich dessen bewußt geworden war. Unsicher betastete er seine Wange, von der ein besonders starker Schmerz ausging. Er bekam den langen Holzspan zwischen die Finger und zog ihn mit einem heftigen Ruck hervor. Das Blut störte ihn nicht, er war nur froh, noch atmen und sich bewegen zu können.

Pitter wollte aufstehen. Er drückte seine flachen Handteller auf zwei Balken und sank wieder zusammen, weil sie unter seinem Gewicht plötzlich nachgaben.

Nach rechts rutschte er tiefer ab. Dicht an einem rostigen Nagel

vorbei, dessen Spitze lauernd nach oben gerichtet war und fast in seinen Handballen gedrungen wäre.

Er fluchte. Alle Knochen taten ihm weh. Jede Bewegung fiel ihm schwer. Die Muskeln zitterten, wenn sie belastet wurden.

Aber er mußte hier weg.

Mühsam gelang es ihm, seine Lage zu verändern und auch den Kopf nach rechts zu drehen.

Dort hätte eigentlich sein Haus stehen müssen. Es stand da auch, aber nur noch zur Hälfte. Die Windhose hatte es fast in der Mitte geteilt. Nur seine Schlafkammer war zu sehen, und dieser Anblick erheiterte ihn so sehr, daß er seine Schmerzen für einen Augenblick vergaß und anfing zu lachen. Ja, er konnte nicht anders. Er mußte einfach lachen, das Bild war zu komisch. So schnell das Lachen aufgebrandet war, so rasch verstummte es wieder, denn ihm war etwas eingefallen.

Die Gestalt!

Himmel, er hatte die Gestalt doch gesehen! Kurz bevor die Windhose das Haus getroffen hatte. Noch sehr deutlich erinnerte er sich an die beiden nackten Frauenbeine, die aus dem unteren Saum des Kleides hervorgeschaut hatten.

Ja, das war keine Täuschung gewesen!

Sein Magen zog sich zusammen. Plötzlich bekam er wieder das große Zittern, denn er dachte über die unheimliche Gestalt nach. Sie hatte wie ein Mensch ausgesehen und war trotzdem wie ein Spuk erschienen. Als wäre sie auf dem Friedhof zu Hause.

Aber das waren nur die Toten und er!

Pitter stand auf. Der Wind war stark abgeflaut. Er wehte nur mehr Blätter heran und kleinere Zweige sowie Wolken von sich drehenden Staubschleiern.

Und einen Schatten!

Pitter stand vor den Trümmern auf einem Brett, das knarrte, weil es nur an einer Seite belastet wurde. Er merkte es kaum, denn er hatte nur Augen für die Frau.

Sie kam näher.

Der Wind mußte sie gepackt und tiefer auf den Friedhof geweht haben. Dort war sie vielleicht gegen einen Baum gekracht oder hatte sich in den Zweigen irgendeines starken Buschs verfangen, jedenfalls war ihr nichts passiert, sonst wäre sie nicht nähergekommen.

Sie lebte, obwohl sie tot war.

Eine lebende Tote!

Pitters Gesicht verzerrte sich. Er erinnerte sich sehr deutlich daran, die Frau erst vor gut einer Woche begraben zu haben. Sie hieß Gertrude und war mit einem reichen Kaufmann verheiratet gewesen.

Und jetzt stand sie vor ihm. Nein, sie kam näher. Ihr Blick, tot und

leer, war starr auf den alten Pitter gerichtet. Die Bewegungen glichen denen einer Puppe, wenn diese von einem kleinen Kind geführt wird. Die Arme schlenkerten vor und zurück, und das Totenhemd flatterte im Wind.

Sie wollte zu ihm!

Pitter bekam das Zittern. Er wollte sie mit Worten aufhalten, das schaffte er nicht. Es gelang ihm nur, einen Arm auszustrecken, wobei er gleich wußte, daß sie sich um diese Bewegung nicht kümmern würde.

Die lebende Tote ging weiter.

Bisher hatte er ihr Gesicht noch nicht richtig erkennen können.

Erst als sie so nahe war, daß sie über umherliegende Latten stolperte und sich soeben noch fangen konnte, schaute er in die Züge der lebenden Leiche und entdeckte in ihnen überhaupt nichts.

Glatt und steif waren sie.

Pitter bewegte sich. Das Brett schwankte. An der linken Seite wurde es in die Höhe gehoben, und Pitter fiel ein, daß er es als Waffe benutzen konnte.

Blitzschnell bückte er sich.

Pitters Kräfte waren nicht von schlechten Eltern. Deshalb schaffte er es auch beim ersten Versuch, das Brett in die Höhe zu hieven, sich zu drehen und mit dieser Waffe zuzuschlagen.

Der Totengräber erwischte die lebende Leiche am Kopf und an der Schulter. Zum zweitenmal schien sie in eine Windhose geraten zu sein, denn sie kippte nicht nur um, sie wurde auch zur Seite geschleudert und prallte weiter entfernt zu Boden, wo sie sich noch überschlug, bevor sie endgültig liegenblieb.

Der Mann ließ das Brett fallen, als wäre es plötzlich glühend geworden. Mehr hatte er nicht gewollt. Plötzlich drehte er sich um und rannte davon, als wären tausend Teufel hinter ihm her.

Er sah nicht mehr, daß die lebende Leiche aufstand und ihren Weg fortsetzte…

***

Er hatte das blonde Mädchen aus der Backstube geholt und zu seiner Geliebten gemacht. Zärtlich nannte er sie Gretchen, und sie fühlte sich bei ihm wohl. Seit drei Wochen ging es ihr gut, trug sie schöne Kleider, wurde zwar von den reichen Frauen schief angesehen, aber von ihresgleichen immer höflich gegrüßt, und manche ihrer alten Freundinnen fragten sie auch, wie es denn so war, die Geliebte eines reichen Bürgers zu sein, der seit kurzem Witwer war und das Verhältnis nun nicht mehr so geheimhalten mußte wie zu Zeiten seiner Ehe.

Sie hatte stets mit einem Lächeln geantwortet und einen gewissen

Glanz in die Augen bekommen.
In dieser Nacht war ihr das Lächeln vergangen.
Über Colonia tobte ein Unwetter.
Es war grausam. Am Himmel spielten sich gewaltige Szenen ab.
Der Regen war sintflutartig und ein gewaltiger Orkan fiel über Köln her wie ein wildes Ungeheuer.
Gretchen stand am obersten Fenster des hohen Turmes und hatte von dieser Stelle aus einen phantastischen Ausblick über die große Stadt am Rhein.
Sie beobachtete, wie Häuser zusammenkrachten und Bäume entwurzelt wurden. Angst hatte sie keine.
»Dieser Turm ist sicher!« hatte ihr Rudolph immer wieder gesagt, damit sie sich keine Sorgen machte.
Sie glaubte ihm, aber sie hätte es gern gehabt, wenn er jetzt bei ihr gewesen wäre. Er hatte versprochen, noch vor Mitternacht zu kommen, um sich in den folgenden Stunden nur um sie zu kümmern.
Als einige vom Boden her hochgewirbelte Zweige bis fast an das Turmfenster prallten, zuckte Gretchen zurück und blieb erst dort stehen, wo das Bett begann.
Fast wäre sie auf das breite Lager gefallen, sie mußte mit den Armen wedeln, um sich zu halten.
Ja, dieses Bett!
Was hatte es nicht schon alles erlebt?
Gretchen und ihr Freund hatten sich oft wie die Wahnsinnigen geliebt, manchmal war es wie ein Rausch über sie gekommen, und darin wiederum hatte es Zeiten gegeben, wo beide die Zärtlichkeit gebraucht hatten.
Wie es heute sein würde, wußte sie nicht. Ihr war es egal. Sie stellte sich jedesmal auf beide Dinge ein.
Gretchen drehte sich um. Sie ging dorthin, wo über der Kommode der Spiegel an der Wand hing. Rechts und links von dem Spiegel standen Kerzen und leuchteten das Zimmer aus.
Die Frau, noch sehr jung, gerade mal zwanzig, betrachtete sich im Spiegel. Sie sah irgendwie lieb aus, mit den Zöpfen, dem runden Gesicht und den vollen, rötlich schimmernden Wangen. Ihre Augen waren groß und hellblau. Gretchen gehörte nicht zu den schlanken Mädchen, vielleicht hätte Rudolph sie dann auch nicht geliebt. Er stand auf dralle Frauen, wie Rubens sie gemalt hatte.
Gut gepolstert war sie, und diese Rundungen zeichneten sich auch unter ihrem schlichten Nachthemd ab, denn sie trug nichts drunter. Ganz so, wie es ihr Geliebter mochte.
Sie lächelte ihrem Spiegelbild zu und wußte, daß ihr Gesicht dabei den puppenhaften Ausdruck bekam, den Rudolph so sehr liebte.
Sie ging zurück.

Ihr Gang war etwas plump und wenig damenhaft. Da mußte sie noch üben, um neben den Damen von hohem Stande bestehen zu können.

Zum Fenster wollte sie nicht mehr, das Bett lockte. Sie ließ sich darauf fallen und versank in den weichen Kissen, die fast wie Wellen über ihr zusammenschlugen.

So wollte sie warten.

Die Kerzen brannten ruhig. Durch die dicken Wände des Turms wehte kein Luftzug. Nur draußen tobte und heulte das Unwetter, als hätte jemand eine wilde Meute von Untieren von der Leine gelassen.

Gretchen lag auf dem Rücken. Ihr Blick war gegen die Decke gerichtet, wo sich das zuckende Kerzenlicht spiegelte.

Der Turm gehörte zum Haus. Ob ihr Geliebter sich noch in den unteren Räumen befand, wußte sie nicht. Er hatte nur Angst um seine Waren gehabt, die in einem angrenzenden Schuppen lagerten.

Darunter befanden sich edle Stoffe, die keinesfalls vernichtet werden sollten. In Venedig hatte Rudolph Ricardis sie eingekauft, und sie waren für einen hohen Geistlichen gedacht, der sich aus ihnen neue Gewänder schneidern lassen wollte.

Der Sturm tobte weiter.

Gretchen, die eingeschlafen war, wurde plötzlich wach, als ein besonders hohl klingendes und hohes Pfeifen durch die Luft schnitt und wie eine Warnsirene klang.

Sie lauschte dem Pfeifen, das ebenso schnell verklang, wie sie es gehört hatte. Außerdem mußte es vom Friedhof her gekommen sein, wo auch Gertrude, Rudolphs Frau, begraben lag.

Sie war vergessen…

Schon zu ihren Lebzeiten hatte er sich nicht mehr viel aus seiner Gattin gemacht und sich lieber eine junge Geliebte gesucht. Gertrude hatte davon erfahren, ihm aber nach außen hin keine Szene gemacht.

Plötzlich fiel Gretchen auf, wie still es geworden war. Zwar wehte noch immer der Wind, aber er war im Vergleich zu dem vergangenen Orkan nur noch ein laues Lüftchen.

Eine richtige Erholung…

Es tat gut, zu liegen, in die Ruhe hineinzulauschen und sich auf das vorzubereiten, was auf sie in Gestalt ihres Geliebten zukommen würde.

Da war er schon!

Sie hörte die Schritte auf der Treppe durch die geschlossene Tür des Turmzimmers. Aber war das überhaupt ihr Geliebter, der sich da näherte?

Rudolph ging viel forscher und voller Tatendrang. Diese Schritte aber waren lahm und völlig gleichmäßig. Nein, das mußte ein anderer sein, es sei denn, Rudolph war sehr müde oder verletzt.

Man würde sehen.

Mit fiebernden Blicken schaute das Mädchen auf die Tür. Nur noch wenige Stufen, dann stand der Besucher vor dem Zimmer, würde die Tür aufdrücken, den Raum betreten und…

Die Klinke bewegte sich.

Sehr langsam wurde sie nach unten gedrückt. Auch das war nicht Rudolphs Art, bei ihm lief dieser Vorgang viel rascher und forscher ab. Am Druckpunkt blieb die Eisenklinke für einen Augenblick in dieser Stellung, bevor sie heftig aufgestoßen wurde.

Freie Bahn für den Besucher!

Gretchen saß im Bett. Sie starrte auf das offene Rechteck und sah die Gestalt auf der Schwelle stehen. Es war nicht Rudolph! Trotzdem schrie sie nicht, sie vergaß zu atmen, denn die Frau, die ihr da einen Besuch abstattete, lebte nicht mehr.

Es war Gertrude Ricardis, eine Tote!

Gretchen saß starr im Bett, die andere stand auf der Schwelle. Sie hatte den Schädel mit dem bleichen Gesicht ein wenig vorgeschoben und glotzte wie aus toten Fischaugen in den Raum. Das Haar war in den letzten Jahren grau geworden. Jetzt klebten noch Dreckkrumen zwischen den Strähnen und fielen ab, wenn die Frau den Kopf bewegte.

Sie trat langsam vor.

Den ersten Schritt, den zweiten. So hatte sie Platz, die Tür zu schließen.

Diese knallte mit einem lauten Schlag ins Schloß. Genau dieses Geräusch war es, das Gretchen aus der Erstarrung riß. »Wer… wer bist du?« flüsterte sie und noch immer unfähig, einen Hilfeschrei auszustoßen.

Eine Antwort bekam sie nicht. Statt dessen trat die lebende Leiche ans Bett und nahm ein dünnes Laken auf, das sie zusammendrehte.

Dabei wurde sie von Gretchen mit weit aufgerissenen Augen beobachtet, dann das junge Mädchen ahnte, was ihr bevorstand.

So fertigte man eine Würgeschnur an…

Auch bei den nächsten Schritten der lebenden Leiche drang nur ein röchelndes Atmen über Gretchens Lippen. Sie schaute zu, wie die Untote weiterging und dabei ihren Blick nicht von der Blonden losließ.

Die Haut über den Knochen wirkte wie ein schwammiger Teig.

An einigen Stellen zeigte sie schon gelbe Flecken, das alles bekam Gretchen mit, die wie zur Abwehr ihren linken Arm vorstreckte.

»Wer bist du?« schrie sie noch einmal.

Als Antwort warf sich die andere vor. Ihr Körper fiel schwer auf die hockende junge Frau und drückte sie zurück. Gretchen spürte das Gewicht dieser lebenden Leiche, und sie merkte auch die kalte Totenhand, die über ihren Körper kroch, die Kehle erreichte und sich

dann auf ihre Lippen preßte.
Nun konnte sie erst recht nicht mehr schreien und auch nicht mehr fliehen. Sie wehrte sich nicht einmal, auch dann nicht, als die lebende Leiche ihr die Würgeschnur um den Hals legte und zuzog.
Und die Tote schaute mit leeren Blicken zu, wie die junge Geliebte ihres Mannes starb…

***

Der Wind schlug die Tür so heftig zu, daß der Mann nicht mehr ausweichen konnte und den schweren Riegelbalken gegen die Stirn bekam. Wie vom Blitz getroffen, brach der Helfer zusammen, und es war nur ein Zufall, daß Rudolph Ricardis in diese Richtung schaute, so daß er die Katastrophe kommen sah. Wenn der Wind die Tür weiter öffnete, würde er in das Lagerhaus fahren und ein Chaos anrichten.
Der Kaufmann rannte los. Er sprang über den Bewußtlosen hinweg, brüllte mit Stentorstimme nach Hilfe, und aus dem Hintergrund lösten sich zwei Gestalten, die ihn bei seinen Bemühungen unterstützten, die Tür wieder ins Schloß zu drücken.
Es war eine verdammte Quälerei. Auch zu dritt hatten sie Mühe, gegen die heranjagenden Orkanwellen anzukommen. Hinzu kam die Schwere der Eichentür, aber sie schafften es, den gewaltigen Kräften zu trotzen. Die beiden starken Helfer, preßten sich mit ihren Rücken gegen die Tür und stemmten die Hacken ein. So bekam Ricardis Gelegenheit, den schweren und breiten Holzriegel von innen her festzuklemmen.
Das mußte halten.
Aufatmend trat er zurück. Rudolph Ricardis war ein dunkelhaariger, breitschultriger Mann mit einem flächigen Gesicht, gewaltigen Händen und einem Hammerkinn. Man sah ihm an, daß er sich hochgearbeitet hatte, und auch jetzt, wo es ihm gutging und er als Kaufmann anerkannt war, scheute er schwere Arbeit nicht.
Mit dem Hemdsärmel wischte er sich über die Stirn, grinste den beiden Helfern scharf zu und sagte schweratmend: »Das hätten wir geschafft.«
»Aber er nicht.«
Der Bewußtlose war gemeint. Ricardis kniete neben ihn, untersuchte den Mann und wies die anderen beiden an, ihn tiefer ins Lager zu schaffen, um ihn dort auf den Säcken niederzulegen. Da würde er schon irgendwann zu sich kommen.
»Wenn alles vorbei ist, spendiere ich ein Faß Bier«, erklärte er.
Das war etwas für die Helfer. Wenn sie ihr Kölsch trinken konnten, ging für sie die Sonnen auf.
Ricardis wandte sich wieder seiner eigentlichen Arbeit zu. Dieser Sturm paßte ihm überhaupt nicht. Eines seiner Schiffe war unterwegs

nach Straßburg, und wenn der Kahn kenterte, riß der Verlust der Ladung ein großes Loch in seine Kasse.

Hier hatten sie getan, was getan werden mußte. Alle Waren waren festgezurrt, die Türen des stabilen und aus Stein errichteten Lagerhauses fest verschlossen und verriegelt.

Mehr konnte man nicht machen.

Im Schein der Kerzen schaute sich Ricardis um. Ja, es war alles so weit in Ordnung. Mochte der Sturm andere Hausdächer abdecken oder zerstören, sein Lager würde ebenso bleiben wie das Wohnhaus.

Dann erschrak er doch.

Das hohe Pfeifen und Heulen war Warnung genug. Von der Welt hatte er einiges gesehen, und er wußte auch, daß mit solchen und ähnlichen Geräuschen sich eine gefährliche Windhose näherte, die alles zertrümmerte oder mit sich riß, was sich ihr in den Weg stellte.

Wenn sie direkt auf das Wohnhaus zubrandete, konnte er für nichts garantieren.

Doch der Kelch ging vorbei.

Die Windhose richtete bei ihm keinen Schaden an, und ein flüchtiges Lächeln huschte über das breite Gesicht. Sie war auch der Höhepunkt gewesen, denn danach flaute der Sturm stark ab.

Jetzt erst erinnerte sich Rudolph daran, was er seiner Geliebten versprochen hatte. Er zog die Taschenuhr aus der Weste und stellte fest, daß Mitternacht seit neun Minuten vorbei war. Das machte nichts. Gretchen würde auf ihn warten. Sie benötigte ihn ebenso, wie er sie. Und deshalb sagte er seinen Helfern Bescheid, daß für ihn Feierabend war.

Der Fehltritt ihres Chefs hatte sich herumgesprochen, und sie grinsten verständnisvoll hinter ihm her, als er sich auf den Weg zu seinem Wohnhaus machte, das praktisch in einem Turm lag, aber einen Verbindungsgang zum Geschäft besaß.

Dieses blonde Gretchen war genau nach seinem Geschmack. Temperamentvoll, immer bereit, Liebe zu geben und zu empfangen, genau wie er, denn das hatte er gebraucht.

Es war schon ein glücklicher Zufall gewesen, der ihm dieses junge Blut beschert hatte. Unterwegs konnte er sich von den letzten Strapazen erholen. Forsch stieg er die Wendeltreppe in dem sechseckigen Turm hoch.

Rudolph Ricardis war stolz auf den Turm und auch auf sein kleines Liebesnest unter dem Dach. Dort hatte er herrliche Stunden mit dem sinnlichen Gretchen verbracht. Noch sehr jung war sie, aber unwahrscheinlich erfahren. Ein Naturtalent in Sachen Liebe. Wenn er an seine eigene Frau dachte, die ja nun verstorben war, nein, die hatte in den letzten Jahren nichts mehr gebracht. Nicht daß sie krank gewesen wäre, höchstens seelisch, aber daran war sie auch selbst

schuld, denn sie hatte sich in ihrem Leben fast nur gegrämt und über andere Frauen geschimpft.

Noch ein paar Treppen, dann hatte er das vorläufige Ziel seiner Wünsche erreicht. Die Steinstufen waren außen breit und liefen nach innen hin schmaler zu. Wenn es dunkel wurde, mußte ein Diener durch den Turm gehen und die in den Wandnischen stehenden Kerzen anzünden. Es waren besonders gute Kerzen, die nicht so schnell abbrannten und die ganze Nacht über Helligkeit schufen.

Rudolph atmete schwer. Das Laufen hatte ihn angestrengt. Er öffnete noch zwei weitere Knöpfe an seinem Hemd und wollte seine Hand schon auf die Klinke legen, als er zurückzuckte, denn ihm war etwas aufgefallen.

Gretchen rief ihm nichts zu!

Das war ungewöhnlich, denn sie mußte ihn doch gehört haben.

Sonst rief sie und lockte ihn mit ihrer seidenweichen Stimme. In dieser Nacht blieb es ruhig. Daß sie schon schlief, konnte sich Ricardis nicht vorstellen, denn das Unwetter mit dem furchtbaren Sturm lag noch nicht lange zurück, und da hatte Gretchen bestimmt nicht geschlafen.

Ausnahmen gab es immer, deshalb rechnete Rudolph auch damit, daß seine Geliebte eingeschlafen war und er sich vornahm, sie auf eine besondere Art und Weise zu wecken.

Behutsam öffnete er die Tür. Auch als er seinen Körper über die Schwelle drückte, entstand kein Geräusch.

In den Leuchtern zu beiden Seiten des Wandspiegels standen die brennenden Kerzen. Ihre feurigen Finger spiegelten sich in der Scheibe wider und gaben ein romantisches Bild, zu dem die im Bett liegende Frau einfach nicht paßte, weil sie zu hoch zugedeckt war.

Zudem wurde das Bett vom Schein nicht erreicht. Es verschwamm etwas in der Düsternis.

Der Eintretende lächelte. Er hatte die Person im Bett gesehen und ging davon aus, daß seine Geliebte letztendlich doch eingeschlafen war. Auf Zehenspitzen schlich er zum Bett. Kein Geräusch sollte ihn verraten. Er wollte Gretchen überraschen.

Sie lag auf der Seite. Dabei wandte sie ihm den Rücken zu. Das Laken war auf eine unnatürliche Weise hochgezogen worden, da es sogar den Kopf der Schlafenden bedeckte, die linke Schulter aber freiließ und der Mann die helle Haut schimmern sah.

Rudolph überlegte, ob er sich schon jetzt ausziehen sollte. Nein, er wollte Gretchen erst wecken.

Lächelnd und mit einem gespannten Ausdruck im Gesicht schritt er um das Bett herum, um seiner Geliebten einen Kuß zu geben und dann die Hände über ihren wohlgeformten Körper wandern zu lassen, denn wie es aussah hatte sie sich bereits entkleidet.

Draußen war der Himmel klar geworden. Durch die Fensterscheibe konnte Rudolph das blanke Firmament und ein Heer von Sternen sehen, sowie die fast volle Scheibe des Mondes, der sein fahles Licht auf den großen Strom schickte.

Vor dem Bett verhielt er seinen Schritt und ließ sich auf die Knie nieder. Das Gesicht der Geliebten war nicht zu sehen. Sie lag gekrümmt da und hatte eine irgendwie unnatürliche Haltung eingenommen. Und noch etwas störte den Mann.

Es war der Geruch nach Erde und Grab, als befänden sie sich nicht in einem Zimmer, sondern mitten auf dem Friedhof, der für Gerüche dieser Art so typisch war.

Rudolph zeigte sich irritiert, war aber gleichzeitig versessen darauf, bei seiner Geliebten zu sein, deshalb schleuderte er seine Bedenken über Bord. Er riß die Decke hoch.

»Hallo, Rudi…«

Mit einem röhrenden Schrei auf den Lippen fuhr der Mann in die Höhe. Nicht Gretchen hatte gesprochen, und sie lag auch nicht im Bett. Die Person, die sich da vor ihm versteckt gehalten hatte, war seine verstorbene Frau!

***

Bis zum Fenster lief der Mann und prallte dort so heftig gegen die Scheibe, daß man befürchten mußte, sie würde zerbrechen. Er breitete die Arme aus, seine Augen glichen unbeweglichen Kugeln, und er starrte die Frau an, als wäre sie ein Geist.

War sie ein Geist?

Nein, sie lebte, sie richtete sich auf und verzog den Mund zu einem bösen Grinsen.

So starrte sie ihn an.

Rudolph Ricardis holte Luft und hatte dabei das Gefühl, unsichtbare Finger würden seine Kehle umklammern. Er spürte das Kratzen, räusperte sich, zog die Nase hoch und schüttelte den Kopf, als er zum Bett starrte und das schreckliche Bild in sich aufnahm.

Es war keine Täuschung, kein Gemälde, denn Gertrude bewegte sich und schwang ihre Beine aus dem Bett. Bleiche Totenfüße, ebenso blaß wie ihre Hände und natürlich das Gesicht, in dem die Haut viel dünner erschien als sonst.

Sie saß da und strich durch ihr Haar, wie sie es früher auch immer getan hatte. Nur waren damals keine Erdkrumen aus den Strähnen gerutscht. Jetzt rollten sie aus den Strähnen, berührten die Schultern, tickten dort weg, fielen auf die angezogenen Beine und von dort zu Boden.

Gertrude trug ihr Totenhemd. Ihr Mann hatte es bei einem Schneider anfertigen lassen. Es bestand aus Linnen, war jetzt zerknittert und

schmutzig, wie die Frau, die aus dem Grab gekrochen war.

Rudolph ächzte. »Du… du bist ein Geist«, stöhnte er und schüttelte sich. »Du bist ein verdammter Geist, du kannst nicht zurückkehren. Das ist unmöglich …«

»Ich bin da.«

»Neiinnn! Ich habe dich tot gesehen. Ich habe dich selbst beerdigt. Das geht einfach nicht.«

»Ich bin es trotzdem, Rudolph. Ich bin zurückgekehrt, um dich zu sehen, Geliebter. Ich erinnerte mich an die Worte, die du mir auf dem Sterbebett gesagt hast. Du wolltest mich immer lieben, auch über den Tod hinaus. Darüber habe ich mich gefreut, Rudi. Denn jetzt kannst du mich lieben.« Sie streckte ihm die Arme entgegen und zeigte ihm die offenen Handflächen. »Komm her und liebe mich, Rudi.«

Der Mann war überrascht. Er holte Luft und verschluckte sich dabei. »Ich soll… ich soll?«

»Ja, du sollst herkommen und mich lieben. Oder ist das zuviel verlangt, Rudi?«

»Ja, nein…«

»Hast du etwa gelogen?« fragte sie. »Hast du eine Sterbende belogen, Rudi?«

Ihre Stimme klang so anders, wie aus einem Verstärker. Überhaupt konnte sie gar nicht seine Frau sein, die lag unter der Erde.

Das mußte eine andere…

»Du bist es nicht, Gertrude! Verdammt, du bist es nicht! Ich kann dir einfach nicht glauben…«

»Doch ich bin es. Ich kehrte zurück, um dich zu überraschen. Außerdem will ich, daß du dein Versprechen einlöst.«

Rudolph Ricardis merkte, wie seine Knie anfingen zu zittern. Er hatte Mühe, die Fassung zu bewahren. In seinem Kopf tobte das Blut, und hinter den Schläfen hämmerte es. Das Pochen spürte er ebenfalls hinter den Augen, so daß er das Gefühl hatte, sie würden aus den Höhlen quellen und auch die Höhlen verlassen.

»Nun…«

»Geh zum Teufel!« schrie er plötzlich.

Die lebende Tote lachte. »Spricht man so mit seiner geliebten Frau, Rudolph? Oder sollten deine Worte Lügen gewesen sein? Warst du froh, daß ich starb?«

Er hätte ihr ein »Ja« ins Gesicht schreien sollen, doch er brachte es einfach nicht übers Herz. So blieb er am Fenster stehen und starrte den weiblichen Zombie an.

»Gib mir eine Antwort!«

»Geh weg!« ächzte der Mann.

»Nein, ich bleibe!«

»Dann muß ich dich umbringen!«

Da lachte sie ihm entgegen. Gertrude sah das schweißnasse Gesicht ihres Gatten, und sie fragte mit einer blechern und höhnisch klingenden Stimme: »Willst du eine Tote töten?«

»Du bist schon…«

»Ich bin gestorben und lebe trotzdem. Nimm ein Messer und stich es mir in den Körper. Es kann mir nichts anhaben. Ich lebe, mein werter Gatte. Ich lebe wirklich, um mit dir mein zweites Leben zu beginnen, das für mich ewig dauern wird. Ich will sehen, wie du alterst, wie du allmählich gebrechlich wirst und der Schönheit, der Kraft und dem vitalen Leben der Jugend nur noch nachtrauern kannst. Du schaust hinter den Mädchen her, aber du wirst zu schwach sein, um dir eine Geliebte nehmen zu können. Das brauchst du auch nicht, denn du hast ja mich. Ich werde dich dann beerdigen und weiterleben…«

»Hör auf, verdammt! Hör auf!« Der Mann drehte fast durch. Er hielt sich die Ohren zu. Nichts wollte er mehr hören. Sie sollte den Mund halten, aber sie sprach weiter und bewegte sich dann.

Rudolph ließ die Hände sinken. »Was ist los?«

»Hast du meine letzten Worte nicht verstanden?«

»Nein!«

»Dann will ich sie für dich wiederholen. Ich zeige dir jetzt deine Geliebte. Du kennst sie doch – oder?«

»Gretchen?«

»Ja, so heißt das blonde Pummelchen. Oder so hieß es. Es wollte sich bei dir einnisten…«

»Was hast du getan, Gertrude?«

Da lachte sie laut und irre. »Was ich getan habe, ist ganz einfach. Zudem habe ich es tun müssen.« Mehr sagte sie nicht, statt dessen drückte sie ihren Oberkörper vor, streckte auch die Arme aus und griff unter das Bett.

Ricardis ahnte etwas, allein er tat nichts, aber er hörte das Schleifen, als die lebende Tote, das gefunden hatte, was sie suchte.

Und dann sah er die Hand.

Eine Klaue mit dünnen Fingern. Blaß, bleich, gekrümmt. Mit den Nägeln schabte sie über den Boden.

»Laß es!« Der Mann hörte sich selbst schreien und kam sich dabei vor wie ein Tier.

»Wieso?«

»Laß sie los!«

Endlich gehorchte Gertrude. Sie ließ den Arm einfach aus ihrem Griff rutschen. Gretchens leblose Hand klatschte auf den Boden.

»Es war gut, daß ich das getan habe, Geliebter!« flüsterte Gertrude. »Das letzte Hindernis ist aus dem Weg geräumt worden. Jetzt kann uns keine mehr trennen.« Dann leckte sich die lebende Tote mit ihrer bläulichen Zunge über die Lippen.

Der Mann war noch einen halben Schritt zurückgegangen. Ekel zeichnete sich in seinem Gesicht ab, als wollte er das wegwischen, was ihm entgegenwehte.

Den Geruch von Verfall, Moder und Friedhof. Noch immer dachte er über, die Tatsache nach, daß vor ihm eine Tote stand und mit ihm redete. Dieses Weib war dazu noch seine verstorbene Frau.

»Hast du dich jetzt damit abgefunden?« fragte Gertrude leise.

»Nein!«

»Was muß ich noch tun?«

»Ich glaube nicht, daß du lebst. Nein, ich glaube es nicht. Das ist ein Spuk, Blendwerk des Teufels. Du bist ein Geist, der über mich gekommen ist…«

»Können Geister auch töten?«

»Wie?«

»Ich habe getötet, mein lieber Gatte. Ich brachte deine Geliebte um. Ich vernichtete sie, raubte ihr durch eine Schlinge den Atem, bis der Körper erschlaffte und…«

»Hör auf zu reden!«

Gertrude lächelte noch einmal schmal und hielt tatsächlich den Mund. Dafür stand sie auf.

Rudolph schaute zu. Der Tod hatte sie nicht allein äußerlich verändert, auch ihre Bewegungen waren anders geworden. Nicht mehr fließend, eher stockend, quälend und dabei auch sehr langsam. Schließlich blieb sie vor dem Bett stehen, die Arme ausgebreitet, ein Wesen, das Grauen abstrahlte und als Tote über die Lebenden herrschen wollte.

Für eine kurze Zeitspanne hatte Ricardis die Hoffnung, daß seine Frau verschwinden würde, den Gefallen tat sie ihm noch nicht. Ihre Arme pendelten leicht, als sie fragte: »Wolltest du nicht einen Beweis von mir haben?«

»Wie…?«

»Daß ich tatsächlich zurückgekehrt bin und den Namen Gertrude Ricardis führe, der auch auf meinem Grabstein steht. Ich werde es dir beweisen. Was soll ich tun, damit du mir glaubst?«

»Du sollst mir aus den Augen gehen, Verdammte!«

»Ich werde dich verlassen, aber ich komme wieder, und ich werde dir einen Beweis mitbringen. Sag, was du von mir verlangst, Los, sprich, mein geliebter Gatte!«

Rudolph verengte die Augen. »Willst du mir wirklich einen Beweis für deine Existenz herbringen?«

»Ja!«

Er nickte. »Dann ist es gut. Geh nach unten in den Stall und hole deine beiden Reitpferde, die du schon zu deinen Lebzeiten so geliebt hast.«

»Das ist alles?«
»Ja, mehr verlange ich nicht.«
Sie nickte ihm zu. »Ich werde dir den Gefallen erweisen. Warte nur, ich komme zurück.«
Sie drehte sich um und ging zur Tür. Ihre Schritte waren steif, die nackten Füße klatschten bei jeder Berührung auf den Holzboden, und als sie die Klinke umklammert hielt, drehte sie sich um, wobei sie ihren Gatten noch einmal anschaute. »Bleibe im Zimmer«, erklärte sie. »Es nutzt dir nichts, wenn du verschwindest. Du brauchst auch nicht die Tür zu verriegeln. Ich würde sie immer eintreten können, denn ich bin stärker als normale Menschen…«
Rudolph konnte nichts mehr sagen. Er senkte den Kopf und bekam kaum mit, daß seine Frau verschwand.
Ihre Rückkehr hatte ihn furchtbar geschockt…

***

Der Kaufmann wußte nicht, wie lange er unbeweglich auf dem Fleck gestanden hatte. Er hatte nachzudenken versucht, selbst das war mißlungen, weil sich seine Gedanken überschlugen. Sie bildeten den totalen Wirrwarr.
War das der Anfang vom Ende der Welt?
War nicht schon in der Bibel angekündigt worden, daß sich die Gräber öffnen und die Toten aus der Erde steigen würden?
Rudolph Ricardis glaubte, daß seine Frau diesen Neubeginn eingeleitet hatte.
Der Regen, der Orkan, der Donner, die fernen Blitze, sie waren bereits die Vorboten gewesen. Die Strafe des Herrn würde über die Sünder kommen und sie vernichten.
»O Grauen«, flüsterte der Mann. »O Grauen.« Er rang die Hände.
Aus ihm war in den letzten Minuten ein Wrack geworden, ein gebrochener Mensch, der sich auf eine herrliche Nacht gefreut hatte und miterleben mußte, wie nah beieinander Glück und Grauen waren.
Er bückte sich.
Die Hand hatte er gesehen. Irgendwie wollte es ihm nicht in den Kopf, daß Gretchen nicht mehr lebte. Sie war so jung und feurig gewesen, sie konnte man doch nicht so einfach töten. Die Hand hätte auch einer anderen gehören können, sagte er sich, überwand sich, fiel auf die Knie und schaute unter das Bett.
Er sah die Hand, den. Arm. Er schaute auf die gekrümmten Finger, und er sah noch mehr.
Ein bleiches Gesicht mit weit aufgerissenen, gebrochenen Augen, die ihn anstarrten. Der Kopf lag schief, die beiden kindlich geflochtenen Zöpfe wirkten wie ein makabrer Zusatz.
Das Gesicht des Mannes verzog sich. Er konnte nicht mehr anders.

Plötzlich mußte er weinen, und seine Trauer war echt. Er hatte Gretchen viel Sympathie entgegengebracht, und sie hatte ihm auf ihre Art das gleiche gegeben.

Nun lag sie unter dem Bett.

Bleich, kalt, tot…

Umgebracht von einem Wesen, das selbst nicht mehr leben durfte und trotzdem durch die Nacht geisterte.

Rudolph ballte die Hände zu Fäusten, während Tränen aus seinen Augen rannen und er die Tür wie durch einen dichten Schleier sah.

»Ich hasse dich, Gertrude! Verdammt, ich hasse dich! Ich will dich nicht mehr sehen! Und wenn, dann werde ich dich…«

Das letzte Wort sprach er nicht mehr aus, weil er aus dem Innern des Turms Geräusche hörte. Jemand kam die Treppe hoch.

Nicht irgendeiner, nein, das war ein Wesen, das vier Beine und beschlagene Hufe besaß.

Ein Pferd!

Gertrudes Tier. Sie hatte dafür gesorgt, daß die beiden Pferde aus dem Stall geholt wurden, so wie sie es versprach. Jetzt kam sie mit den Tieren die Wendeltreppe hoch, um ihm den lebenden Beweis vorzuführen und gleichzeitig zu erkennen zu geben, daß er tatsächlich keinen Traum erlebte und seine Frau noch existierte.

Er schaute auf die Tür, die ihm direkt gegenüberlag. Auf einmal konnte er am Fenster nicht mehr bleiben. Mit zwei Schritten zog er sich zurück, um in einer der sechs angedeuteten Ecken stehenzubleiben und von hier aus zu beobachten.

Dann waren sie an der Tür. Er hörte das Schlagen der Hufe deutlicher, auch das Schnauben der Tiere und vernahm im nächsten Augenblick die Schläge, die gegen das Holz hämmerten.

Wuchtige, hämmernde, dröhnende Laute, die wahrscheinlich nicht von der lebenden Leiche stammten, sondern von einem Huftritt, unter dem das Holz erzitterte und vibrierte.

Dann brach die Tür ein.

Auch sie hatte der vehementen Wucht der harten Tritte nichts mehr entgegensetzen können. In der Mitte splitterte das Holz, und an den Seiten wurde sie aus den Angeln gerissen, so daß die freie Bahn hatten, die hinter ihr standen.

Es war Gertrude mit ihren Lieblingstieren, zwei prachtvollen Schimmeln.

Obwohl der Raum zwischen den zwei Pfosten ziemlich eng war, stand sie dort und hielt die Zügel der Tiere fest, die sie links und rechts einrahmten.

Die Pferde tänzelten unruhig. Auch sie spürten, daß hier jemand gekommen war, der nicht mehr zu den Lebenden zählte. Sie besaßen einen besonderen Instinkt für diese Dinge, aber die Kraft der lebenden

Leiche zwang sie, sich nicht mehr zu bewegen, als unbedingt nötig war.

Das häßliche Lachen schallte dem Kaufmann entgegen. »Sieh her, geliebter Gatte. Ich habe dir den Beweis geliefert. Es sind meine beiden Pferde, die nur mir gehorchten. Sie waren den anderen zu wild, wollten sich nicht anfassen lassen, und nur ich konnte ihnen Gehorsam auf zwingen, der sich auch über das Grab hinweg gehalten hat.«

Er nickte. »Ja, ja, ich sehe es. Du hast den Beweis erbracht. Es sind deine Tiere.«

»Und ich werde mit ihnen ausreiten, Rudolph. Die Leute werden mich anstarren, wenn ich auf den Schimmeln durch die Straße reite. Ich bin zurückgekehrt, für immer…«

Da zerrten die beiden Tiere an den Zügeln. Sie hatten den Griff etwas gelockert. Das schrille Wiehern der Pferde tönte durch den Raum, und Rudolph bekam vor diesen trompetenähnlichen Klängen eine höllische Angst. Sie schüttelten die Köpfe, die Mähnen flogen, hätte nur noch gefehlt, daß sie Feuer und Schwefeldampf spuckten.

Das trat nicht ein, dafür rasten sie los, als hätte ihnen jemand ein glühendes Eisen gegen die Flanken gedrückt. Und Rudolph Ricardis war froh, nicht mehr vor dem Fenster zu stehen, denn genau diesen Weg schlugen die Tiere ein.

Plötzlich hatten sie die Stelle erreicht. Sie warfen ihre Köpfe vor, das Glas splitterte, und dann streckten die beiden Schimmel ihre Schädel durch das entstandene Loch, um nach draußen in die Tiefe zu starren. Wer jetzt hochschaute, konnte sie sehen und auch erkennen, wie unruhig sie sich bewegten.

»Sie sind noch immer sehr temperamentvoll«, erklärte Gertrude, während sie sich von der Stelle löste und mit gemessenen Schritten auf ihren Gatten zuging.

»Was willst du?« fragte er flüsternd. »Bleib mir vom Leib, du Satansweib!«

Sie lachte. »Hast du vom Satan gesprochen, lieber Gatte? Da wirst du gar nicht mal so Unrecht haben. Der Satan ist tatsächlich mein Freund. Ich habe einen Blick in die Hölle werfen können. Ich habe ihn gesehen, und er war einfach wunderbar. In seinem Zeichen lebe ich. Und ich werde in seinem Zeichen weiterleben, das kann ich dir versprechen. Aber ich werde dir noch mehr sagen, lieber Gatte. Du wirst an meiner Seite bleiben. Ist das nicht herrlich? Ich erinnere mich noch sehr gut an deine Worte, die du mir auf dem Sterbebett zugeflüstert hast. Du wolltest mich ewig lieben. Du hättest so gern an meiner Seite bleiben wollen. Nun, lieber Rudolph, dein Wunsch hat sich früher erfüllt, als du gedacht hast. Du bist wieder mein, ich bin dein…«

Eine lebende Tote hatte die Worte gesprochen. Ein Mensch, der begraben und zurückgekehrt war.

Erst im nachhinein wurde Rudolph diese Tatsache bewußt. Er schüttelte den Kopf, schluchzte und bekam mit, wie sich Gertrude gegen ihn drängte, so daß er sie zum erstenmal spürte.

Das Grauen überkam ihn wie eine Flutwelle. Der kräftige Mann war nicht mehr in der Lage, sich zu wehren. Ein steifer, kalter Körper preßte sich gegen den seinen, und er bog den Rücken durch. Das nutzte ihm nichts, denn er wurde mit dem Rücken gegen die Wand gedrückt.

Die Arme erschienen in seinem Blickfeld, danach die Hände. Wie gichtkrumme Stöcke sahen die Finger aus, deren Spitzen plötzlich über seine Wangen glitten, einen Schauer der Furcht auf seinem Rücken hinterließen, weiterwanderten und auch gegen sein Kinn stießen. Sie umfaßten es, als wäre es ein besonders kostbares Teil.

Hinter ihnen sah der Mann das Gesicht der lebenden Toten. Eine bleiche, blanke Fratze mit den strähnigen, völlig verschmutzten und verklebten Haaren, die nach Erde und Friedhof rochen.

»Ja!« flüsterte die Frau. »So werde ich dich haben, immer haben. Und jetzt mein geliebter Gatte, wirst du das tun, was jeder Mann mit seiner Frau, die ihm angetraut ist, darf. Küß mich!«

Sie hatte verlangt, daß er sie küßte. Er sollte seine Lippen gegen den Mund einer Toten drücken, den Geschmack nach Moder, Erde und Friedhof spüren. Das war zuviel.

Und er sah, wie sich ihr Kopf dem seinen näherte, wie sie ihren Vorsatz in die Tat umsetzen wollte, da riß bei Rudolph der Geduldsfaden. Bisher war er nicht in der Lage gewesen, sich zu wehren.

Plötzlich aber drehte er durch.

Zuerst riß er sein rechtes Bein hoch. Das Knie rammte den Leib der Frau und stieß sie vor. Rücklings krachte die lebende Leiche auf das Bett und federte nach. Für Rudolph war dieser letzte Vorgang wie ein Startzeichen für andere Aktionen gewesen.

Er wollte weg.

Und er schaffte auch die ersten Schritte. Als sich Gertrude vom Bett aufrichtete, erwischte es ihn doch.

Es schien so, als hätte sie sich ihre beiden Pferde als Leibwächter geholt, denn sie griffen plötzlich ein und keilten aus. Sie schleuderten ihre Hinterbeine zurück. Die Hufe flogen hoch, waren auf ein bestimmtes Ziel fixiert und trafen auch.

Rudolph Ricardis spürte die harten Treffer in seinem Rücken. Er bekam keine Luft mehr, und einen Augenblick später erwischte ihn der Huf des zweiten Tieres.

Diesmal am Kopf.

Aus leeren Augen schaute Gertrude zu, wie ihr Mann zu Boden sank. Sein Schädel war nicht hart genug gewesen, er hatte den Schlägen nicht widerstehen können, war aufgerissen und deformiert worden, und mit dieser Wunde konnte kein Mensch leben.

Auch ein Rudolph Ricardis nicht.

Er lag auf dem Bauch, sein Gesicht befand sich mit der Bettkante fast auf einer Höhe, und er konnte unter das Bett schauen, wo ebenfalls ein bleiches Gesicht mit gebrochenen Augen ihn anstarrte.

Das seiner Geliebten.

Gertrude aber erhob sich. Sie blickte auf den Rücken ihres Mannes und begann leise zu lachen.

»Erwischt habe ich dich«, flüsterte sie. »Erwischt, mein Lieber. Du konntest mir nicht entkommen, du hast es nicht ehrlich gemeint. Ich aber lebe, du bist tot, und ich werde weiterleben, das verspreche ich dir, Rudolph.«

Sie schüttelte sich, als hätte jemand Wasser über sie gegossen, dann ging sie zu ihren beiden Pferden, die sich mittlerweile wieder beruhigt hatten, und sie schob ihren Kopf in die Lücke zwischen ihnen, um in die Nacht zu starren.

Stundenlang stand sie in dieser Haltung. Sie wurde auch gesehen.

Menschen flohen während des Tages in panischer Angst, und sie sprachen von der Unheimlichen vom Schandturm.

Später, man wußte nie, wann genau, mauerte man das obere Turmzimmer zu. Niemand sollte es mehr betreten, und niemand betrat es auch. Dennoch hielt sich das Leben auch über Jahrhunderte hinweg. Aber es war ein schreckliches ein unheilvolles, das nur darauf wartete, in einer anderen Zeit zuschlagen zu können…

***

Einige Jahrhunderte später. August 1985. Die Bundesrepublik Deutschland hatte ihre Spionagefälle, der Sommer war ziemlich mies gewesen, Unwetter hatten viel Schaden angerichtet, in den Kinos lief der neue Bond. Die Sonne holte in den letzten Tagen dieses Monats noch einmal das nach, was sie zuvor versäumt hatte.

Sie verwöhnte die Menschen in der Stadt am Rhein, verlieh dem Dom, dem prächtigen Wahrzeichen, einen goldenen Glanz und sorgte dafür, daß sich noch mehr Menschen auf der Domplatte aufhielten.

Hochbetrieb herrschte an den Anlegestellen der Rheindampfer.

Vollbesetzt fuhren die schneeweißen Schiffe stromauf- und abwärts.

Bunte Fahnen flatterten im Wind. Die Menschen waren fröhlich, sangen und tranken Wein, trotz Glykol-Hysterie.

Köln, die Metropole des Rheinlands, lebte, quirlte, schäumte über, und es hätte jetzt nur der weltberühmte Karnevalsumzug da sein müssen, um die Schau noch perfekter zu machen.

An anderer Stelle aber hatte man andere Sorgen. In einem hohen, kastenartigen und gesicherten Gebäude wurde tage- und nächtelang über das diskutiert, was die Bundesrepublik Deutschland fast bis auf die Grundfesten erschüttert hatte.

Die Flucht eines hohen Beamten nach Ostberlin, das Verschwinden einiger Sekretärinnen und zahlreiche weitere Verhaftungen.

Vom BKA in Wiesbaden zum Verfassungsschutz nach Köln war Kommissar Will Mallmann gekommen. Drei Tage hielt er sich bereits in der Domstadt auf, zwei weitere sollten es noch werden, und Will war zudem noch bereit, ein Wochenende dranzuhängen, um sich die herrlichen romanischen Kirchen anzuschauen, die in der Welt einmalig sind.

Vor dem Vergnügen kam die Arbeit.

Mit einigen Kollegen hockte er zusammen und diskutierte die Fälle. Man redete über Maßnahmen, um so etwas in Zukunft zu verhindern. Da sollten die staatlichen Organe zusammenarbeiten, und Mallmann, ein Mann für Sonderaufgaben, mußte natürlich mitmischen.

Es wurden lange Diskussionen, die sich bis in die Abende hineinzogen. Die Männer bekamen jeweils einen kleinen Imbiß, der sich zumeist aus belegten Brötchen zusammensetzte, wurden jedesmal von neuem zum Schweigen vergattert und dann entlassen.

So war es auch am dritten Abend. Will Mallmann schlenderte als einer der letzten zu seinem Wagen. Er fuhr noch immer seinen Opel Manta. Zwar hatte er mit dem Gedanken gespielt, sich einen neuen Wagen zuzulegen, aber der alte fuhr noch, er war auch schnell, und für eine Person reichte er immer aus.

An eine erneute Heirat hatte Will nicht gedacht. Karin, seine Frau, war von schwarzmagischen Kräften getötet worden. Der gute Will wollte unter anderem deshalb nicht noch einmal in den Stand der Ehe treten, weil eine Frau an seiner Seite immer gefährlich lebte.

So blieb er in seiner kleinen Junggesellenbude in Wiesbaden wohnen und ging ansonsten voll in seinem Beruf auf.

Ein Kollege aus Bayern erwischte Will noch am Wagen stehend.

»He, Kollege, warte mal.«

Mallmann drehte sich um. Durch den Schwung wäre ihm sein Jackett beinahe von der Schulter gerutscht, weil er es sich nur übergehängt hatte. Zum Glück konnte er es festhalten.

Der Kollege kam heran. Er war ein kerniger Typ und hätte mit seinen roten Pausbacken Reklame für ein Vitaminmittel machen können. Er trug als echter Bayer einen Trachtenanzug.

»Ja, was ist?«

Der Kollege legte eine Hand aufs Autodach des Mantas. »Die Luft in dem Bau war verdammt staubig. Ich habe noch Durst.«

Will lächelte und schaute auf seine Uhr. »Ich im Prinzip auch. Aber

in zwei Stunden ist es schon Mitternacht. Wahrscheinlich werde ich im Hotel noch einen Drink nehmen.«

»Darin mußt du ja auf die andere Rheinseite.«

»Ist nicht tragisch.«

Der Bayer lächelte verschwörerisch. »Ich habe mir aber sagen lassen, daß auf dieser Seite des Rheins mehr los ist. Altstadt und so. Das sind tolle Finten. Und bei diesem Wetter ist noch bis weit nach Mitternacht der Bär los.«

»Wieviel Uhr fangen wir morgen früh an?«

Der Mann aus Bayern winkte ab. »Denk doch nicht an so was.«

»Muß ich aber, denn man will morgen von mir ein Referat hören. Das ist es ja.«

Der Kollege nahm die Hand weg. »Wenn das so ist, habe ich wohl keine Chance.«

Will lachte. »Heute nicht.«

»Ich mache jedenfalls noch einen drauf. Ich habe da ein Lokal kennengelernt, in dem sie das Bier nicht nur in Reagenzgläsern ausschenken.«

Mallmann verstand nicht. »Wie meinst du das?«

»Für ein gestandenes Mannsbild aus Bayern sind die Kölsch-Gläser doch viel zu kleine.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Der Kollege hob die Hand, grüßte kurz und ging davon.

Mallmann stieg in seinen Wagen. Er schnallte sich an und gähnte noch einmal kräftig, bevor er den Motor startete. Der Kommissar aus Wiesbaden war rechtschaffen müde. Zum Glück brauchte er nicht weit zu fahren. Sein Hotel lag auf der anderen Rheinseite, ein viereckiger Kasten aus rotem Beton, mit Blick auf die Stadtautobahn.

Buchforst hieß der »Nobel«-Vorort.

Mallmann kannte sich in Köln recht gut aus. Von der Rheinuferstraße bog er auf die Zoobrücke ab und war in knapp zehn Minuten auf dem Hotelparkplatz.

Um diese spätabendliche Stunde hatte sich auch der Verkehr in Köln beruhigt. Am Rheinufer waren nur wenige Fahrzeuge unterwegs. Will ordnete sich ein und sah schon von weitem die Lichterkette der Zoobrücke.

Ein gewaltiges Bauwerk aus Stahl und Beton spannte sich da über den dunkel und träge dahinfließenden Rhein. Wer über die Brücke fuhr, hatte auch in der Dunkelheit einen phantastischen Ausblick auf den angestrahlten Dom und die bunte Kölner Altstadt, in der fast immer Betrieb herrschte.

Will nahm sich vor, spätestens am Wochenende einen Blick in die Altstadt zu werfen, die beiden restlichen Tage, an denen er Dienst hatte, würden auch noch vergehen.

Mallmann rollte auf die Brücke. Er fädelte sich in den fließenden Verkehr ein und sah plötzlich wie die Heckleuchten der beiden vor ihm auf verschiedenen Spuren fahrenden Wagen ein paarmal hintereinander aufglühten. Im nächsten Moment hörte er das Kreischen gequälter Reifen.

Auch der Kommissar bremste. Er drückte das Pedal stotternd nach unten, weil er nicht auffahren wollte und sein Hintermann ebenfalls gewarnt werden mußte.

Will bekam den Manta zum Stehen.

Er fragte sich nur, weshalb die anderen so heftig gebremst hatten.

Zum Glück war der Kommissar noch auf der rechten Fahrbahn, so daß er aussteigen konnte. Zwischen dem Geländer und der Fahrbahn befand sich noch ein schmaler Notweg.

Will stieg aus.

Er schaute zurück, als er den Wagenschlag zuhämmerte. Ein Stau hatte sich hinter ihm gebildet, es war aber zu keinen Auffahrunfällen gekommen. Die Wagen vor Will standen schräg, und das hatte seinen Grund.

Zuerst hörte Will den Schrei. Er hallte durch die Finsternis und weit über den Fluß hinweg.

Noch wußte der Kommissar nicht, was geschehen war, bis er den Mann sah, der sich von seinem querstehenden Wagen gelöst hatte und geduckt über die Fahrbahn lief.

Er wurde von einem weißen Pferd und einer Reiterin verfolgt.

Der Mann rannte, doch die anderen waren schneller. Und Will, der das Unheil kommen sah, konnte auch nicht mehr eingreifen.

Die Frau erwischte den Flüchtenden. Sie beugte sich dabei nach rechts, streckte ihre Hand aus, packte den Mann am Hals und riß ihn in die Höhe.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte der Kommissar den Vorgang zwar als ungewöhnlich empfunden, gleichzeitig aber auch als relativ normal eingestuft. Was danach folgte, ließ ihn den Atem anhalten.

Das Pferd hob ab und jagte schräg in die Luft. Das Haar der Reiterin flatterte im Wind und ihr Lachen hallte über die Autobahn. Ihr weißes Kleid flatterte, und sie hielt noch immer den Bedauernswerten fest. So ritt sie mit ihrer Beute über das Geländer der Brücke.

Mallmann ahnte das Schreckliche, und sollte sich nicht getäuscht haben. Als Roß, Reiterin und Opfer über dem Wasser schwebten, wirbelte der Schimmel um seine eigene Achse.

Plötzlich ließ die Unheimliche los.

Eine Puppe schien durch die Luft zu fliegen. Arme und Beine bewegten sich hektisch, der dünne Schrei flatterte Will entgegen, der am Gitter stand und sich daran festhielt.

Wie ein großes Maul kam ihm der träge dahinfließende Rhein vor.

Ein Maul, das weit offen war und in das der Mann hineinfiel.

Zuletzt sah der Kommissar das Aufspritzen des Wassers, dann war alles vorbei.

Und die Reiterin auf ihrem Schimmel jagte dem dunklen Himmel entgegen wie ein Komet…

***

Geträumt hatte der Kommissar nicht, das war ihm längst klargeworden. Es fiel ihm nur schwer, das Ungeheure zu begreifen, denn vor seinen Augen war ein Mord geschehen. Er konnte sich nicht vorstellen, daß jemand, der aus dieser Höhe in den Rhein geworfen wurde, noch lebte. Auf jeden Fall mußte man ihn suchen.

Will wirbelte herum. Er hatte den Schock abgeschüttelt wie seine Müdigkeit. Der Manta war mit einem Telefon ausgerüstet. Als Mallmann in das Fahrzeug eintauchte, vernahm er den sirenenhaften Schrei der Frau, die quer über die Fahrbahn zum Geländer der Brücke lief und dabei schrie: »Heinz, Heinz…!«

Der Kommissar hoffte nur, daß sie keine Dummheiten machte und sich in das Wasser stürzte. Zum Glück liefen zwei Männer zu ihr und hielten die Schreiende fest.

Mallmann hatte inzwischen Verbindung bekommen. Sein schmales Gesicht mit der vorspringenden Römernase war noch härter geworden, die Lippen um eine Idee schmaler, als er die Verbindung zu den entsprechenden Stellen bekommen hatte.

Er kannte den Kollegen nicht, aber Will stellte sich vor und alarmierte mit seinem Anruf nicht nur die normale Schutz-, sondern auch die Wasserpolizei.

»Wo sind Sie zu finden, Kommissar?« lautete die Rückfrage.

»Ich bleibe am Tatort auf der Zoobrücke.«

»Gut, wir kommen.«

Will stieg wieder aus. Seine Stirn war schweißnaß. Im Gegensatz zur Kehle, in der sich ein trockenes Gefühl ausgebreitet hatte. In der letzten Minute war der Stau auf der Brücke noch länger geworden.

Er reichte bereits bis zur Ausfahrt zurück.

Einige Fahrer waren ausgestiegen. Jemand beschwerte sich über die beiden querstehenden Wagen, an denen man nicht vorbeikonnte.

Das interessierte Will nicht. Er ging dorthin, wo die Frau stand und hörte bereits aus dem Hintergrund das Jaulen der Polizeisirenen. Ein junger Mann im hellen Anzug kam ihm kreidebleich entgegen. »Das gibt es doch nicht«, keuchte er in seinem kölschen Dialekt. »Das ist einfach unmöglich. Ich werde irre.«

Will ließ ihn laufen. Er wollte mit der Frau und ihren Begleitern sprechen, die sie noch immer festhielten. Auf der Gegenfahrbahn lief der Verkehr auch langsamer, weil es einfach zu viele Gaffer gab, die

sehen wollten, was geschehen war.

Die Frau hing mit beiden Armen über dem Geländer. Sie starrte dabei in die Tiefe, flüsterte nur den Namen »Heinz« und war ansonsten nicht ansprechbar. Mallmann wollte sich an die beiden Männer halten.

Auch ihre Gesichter waren bleich.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, zog der Kommissar seinen Ausweis. Das Dokument wurde zwar angeschaut, aber Will wußte nicht, ob die Leute auch begriffen hatten, wer er war.

Sie gaben jedenfalls keinen Kommentar ab, und Will mußte zweimal fragen, bevor er Antworten bekam.

»Es ging alles so schnell«, sagte der Ältere, nahm seine Brille ab, schüttelte den Kopf und setzte sie wieder auf. »Furchtbar. Plötzlich war die Frau vor uns.«

Der andere Zeuge hatte die Worte gehört und nickte dazu.

»Wo kam sie her?« fragte Will.

»Das… das weiß ich doch nicht. Sie war einfach da.« Der Mann wies in die Höhe. »Aus der Luft. Wir bremsten …«

»Ja, das sah ich, weil ich hinter Ihnen war. Und dann?«

Der Sprecher deutete auf die Frau. »Ihr Mann oder Begleiter stieg aus, war schneller als wir, und dann erwischte es ihn.« Der Zeuge schüttelte den Kopf. »Ich kann es noch immer nicht fassen.« Er deutete auf den anderen Mann. »Wir beide hätten auch an seiner Stelle sein können, wären wir schneller gewesen.«

Da gab der Kommissar ihnen recht. Weitere Fragen konnte er kaum stellen, zudem waren die Streifenwagen inzwischen eingetroffen. Aus drei Fahrzeugen stiegen die Beamten aus. Sie sperrten zunächst einmal ab. Ein älterer Mann schaute sich suchend um und sah den winkenden Kommissar.

Die beiden trafen sich auf der Fahrbahn. Mallmann stellte sich vor und hörte auch den Namen des anderen.

»Ich bin Hauptwachtmeister Büttgen. Dann haben Sie uns alarmiert?«

»Aber wichtiger sind jetzt Ihre Kollegen von der Wasserschutzpolizei.«

»Wieso? Ist jemand…?«

Mallmann ließ den Mann nicht aussprechen und erklärte ihm sofort, was geschehen war. Büttgen hörte aufmerksam zu, drehte sich dann zum Geländer hin und deutete darüber hinweg. »Aus welcher Höhe ist er gefallen?«

Mallmann konnte die Höhe nur schätzen.

Der Hauptwachtmeister schüttelte den Kopf. »Dann sind die Chancen, daß er überlebt hat, minimal. Aus einer so großen Höhe hat die Wasseroberfläche beim Aufprall die Wirkung von Beton. Da gibt es kaum eine Chance.«

»Das habe ich mir gedacht. Trotzdem müssen Ihre Kollegen nach dem

Mann suchen.«

»Klar, sie sind schon dabei. Nur würde mich interessieren, wie es passiert ist?«

Will wollte es ihm später erklären. Er bat zunächst darum, daß zwei Beamte abgestellt wurden, die sich um die Frau kümmerten.

Das wurde auch in die Wege geleitet.

Man brachte die weinende und völlig verzweifelte Frau in einen der drei Wagen.

Dann berichtete Mallmann. Er wurde dabei von den Zeugen umringt, die seine Worte durch Nicken oder Bemerkungen immer wieder unterstrichen. Der Hauptwachtmeister wollte ihnen nicht glauben, aber Mallmann ging auf die Zwischenfragen nicht ein.

»Es war tatsächlich so, das können Sie mir abnehmen.«

»Ein fliegendes Pferd?«

»Nicht nur das, Herr Büttgen. Auf seinem Rücken hockte sogar eine Reiterin.«

Eigentlich hatte der Polizist lachen wollen, aber das blieb ihm im Halse stecken. Statt dessen hob er die Schultern und meinte: »Wenn Sie das mal beweisen können.«

»Ich stehe ja nicht allein da. Es gibt weitere Zeugen. Das dürfen Sie nicht vergessen.«

»Natürlich, aber wer glaubt schon so etwas Unwahrscheinliches. War vielleicht eine Halluzination?«

»Bestimmt nicht.«

Der Hauptwachtmeister wußte auch nicht mehr weiter und schlug vor, die Frau zu befragen, falls sie überhaupt in der Lage war, irgendwelche Antworten zu geben.

Das war sie nicht.

Die schon etwas ältere Person hockte auf dem Rücksitz, hatte sich gedreht und starrte mit leeren Blicken durch die von innen beschlagene Scheibe. Manchmal murmelte sie den Namen »Heinz«, ansonsten sagte sie nichts. Der Beamte, der auf sie achtgab, hob nur die Schultern und erklärte seinem Vorgesetzten, daß sie überhaupt nicht ansprechbar wäre.

»Wollen Sie es nicht noch einmal versuchen?« wandte sich der Hauptwachtmeister an den Kommissar.

»Nein, jetzt nicht. Vielleicht später. Sorgen Sie für einen Arzt. Die Frau muß eine Spritze bekommen.«

»Geht klar.«

Will ging einige Schritte zurück. Büttgen folgte ihm. »Sagen Sie mal, Kommissar, war es Zufall, daß Sie diesen Vorgang beobachtet haben, oder steckte etwas anderes dahinter?«

»Nein, ein Zufall.«

»Und Sie haben natürlich keine Erklärung dafür?«

»Noch nicht.«
Büttgen überlegte. »Darf ich dies so verstehen, daß Sie sich um den Fall kümmern wollen?«
»Darauf läuft es hinaus.«
»Ich muß trotzdem die Kollegen von der Kripo informieren.«
»Ist mir klar. Ich spreche auch selbst mit ihnen. Ich kenne Oberkommissar Herkner persönlich und werde einiges klarstellen.«
»Gut.«
Will Mallmann merkte, daß hier nicht mehr viel zu holen war.
Auch der Hauptwachtmeister war der Ansicht und bat darum, sich verabschieden zu dürfen.
»Selbstverständlich dürfen Sie gehen.«
»Danke.« Der Mann verschwand.
Zwei Beamte waren dabei, die Fahrbahn zu räumen. Sie schoben die beiden querstehenden Wagen, die sich nicht berührt hatten, an den rechten Fahrbahnrand.
Die Brücke war frei, und der Stau begann sich aufzulösen.
Mallmann warf noch einen Blick über den Rhein. Er sah den angestrahlten Dom, die Silhouette der Altstadt, das Funkeln bunter Lichter, aber auch die beiden Suchboote auf dem dunklen Wasser, deren breite Scheinwerferstrahlen wie lange Arme über die wogende Oberfläche huschten und manchmal gegen die Ufermauern prallten.
Das sah alles so normal und friedlich aus. Es war kaum vorstellbar, daß noch vor wenigen Minuten das Grauen aus dem Unsichtbaren erschienen war und brutal zugeschlagen hatte.
Gab es dafür eine Erklärung?
Sicher, dachte der Kommissar, nur keine natürliche, sondern eine magische, und die würde er herausfinden. Aber nicht er allein, da gab es jemand, der besser für dieses Geschäft geeignet war.
Mit diesen Gedanken setzte sich Mallmann wieder in seinen Manta und startete. Er hatte nicht mehr weit bis zu seinem Ziel zu fahren. Über die fahrzeugleere Abfahrt huschte er, mußte einen Bogen fahren, um auf die Gegenseite der Autobahn zu gelangen, dort fand er sich bald auf dem beleuchteten Parkplatz des Hotels wieder.
Mallmann schaute ein letztesmal in den Himmel.
Nichts war zu sehen.
Dunkel, weit, bedeckt mit Sternen und einem fast vollen Mond lag er über ihm.
»Wir werden dich zu fassen kriegen, Reiterin«, versprach er.
»Und dann gnade dir Gott.«
Mit diesen Worten auf den Lippen betrat er das Hotel, wo ihn der Portier mit einem freundlichen Nicken begrüßte und Will den Schlüssel überreichte.
»Ist die Bar noch offen?« fragte der Kommissar.

»Sicher, mein Herr.«
»Danke.« Mallmann betrat die Hotelbar. Es herrschte nicht viel Betrieb. Der Mixer hatte die fünf männlichen Gäste bedient, lehnte hinter der Theke und las in einem bekannten Kölner Boulevardblatt.
Will nahm dort Platz, wo sich auch ein Telefon befand. Er bestellte ein Bier und informierte den Mixer über sein Auslandsgespräch nach London. Der Mann nickte nur.
Zuerst trank Bill das Glas leer, bevor er sich aus der Flasche nachkippte und den Hörer in die linke Hand nahm. Es war nicht das erstemal, daß der Kommissar aus Deutschland seinen englischen Freund und Geisterjäger John Sinclair alarmierte. Jedesmal hatte sich aus einem solchen Anruf ein heißer Fall entwickelt. Auch in dieser Nacht würde es nicht anders sein. Das spürte der Kommissar einfach…

***

Ich war auf dem Weg nach Köln. Während des Landeanflugs sah ich tief unter mir in der warmen, dunstigen Luft ein graues, gewundenes Band. Es war der berühmteste deutsche Strom, der Rhein.
Ich war fast am Ziel.
Der Flughafen Wahn erwartete mich und damit auch Will Mallmann. Er hatte mich in der Nacht aus dem Schlaf gerissen und alarmiert. In diesem Fall würde ich einiges zu tun bekommen, das stand fest.
Suko war auf eigenen Wunsch in London geblieben. Er und Sir James wollten sich um den letzten Fall, der mich in die Vergangenheit und zu einer Begegnung mit dem geheimnisvollen Hector de Valois geführt hatte, noch ein wenig kümmern und versuchen, weitere Spuren zu finden.
Den Flughafen kannte ich, die Stadt Köln nicht. Ich war gespannt auf sie, den Dom und zahlreiche andere Sehenswürdigkeiten, von denen ich einige besichtigen wollte, falls die Zeit dazu reichte.
Der Jet sank tiefer, ich spürte das leichte Druckgefühl im Magen, das verschwand, als der Pilot eine astreine Landung hinlegte. Wir rollten in einer Kurve aus.
Das Lächeln der Stewardeß war wie immer herzlich. Jeder Passagier mußte das Gefühl haben, daß sich die junge Dame gerade von ihm besonders nett verabschiedete.
Ich nahm meinen kleinen Koffer aus der Klappe über den Sitzen und verließ die Maschine als einer der letzten über den schwenkbaren »Schlauch«, um in den Hallengang einzutauchen. Will Mallmann wartete schon.
Die Begrüßung fiel wie immer sehr herzlich aus, und Will führte mich dorthin, wo andere Passagiere nicht hinkamen. Der Kommissar hatte für alles Notwendige gesorgt.
»John, ich bin froh, daß du gekommen bist«, sagte er.

»Brennt es so stark?«
»Noch flackert es nur. Aber bald bricht das große Feuer aus.«
Wir schritten mittlerweile durch die Halle den gläsernen Ausgangstüren zu. »Du hast mich ja in der Nacht noch informiert, Will. Hat es inzwischen Neuigkeiten gegeben?«
»Nein, bis auf eine schlimme Tatsache.«
»Und welche?«
Vor uns schwangen die Türen zurück. Will ließ mich vorgehen und sagte: »Der Mann, der in den Rhein geschleudert wurde, ist gefunden worden. Als Leiche.«
Ich blieb stehen. »Der erste Tote also.«
»Ja.«
»Und sonst?«
Mallmann hob die Schultern. »Ich habe noch keinen Anhaltspunkt, nur einen Termin. Wir sind mit Oberkommissar Herkner verabredet. Er wird uns möglicherweise mehr sagen können, denn als ich ihm die Geschichte erzählte, hat er aufgehorcht.«
»Mehr nicht!«
Mallmann lächelte. »Noch nicht.«
Ich wollte mich überraschen lassen. Der Kommissar hatte seinen Wagen auf der oberen Plattform des großen Halbrunds aufgestellt, wo es auch zahlreiche Parkuhren gab und die Taxis ihre Stände hatten.
»Du«, sagte ich, »dein Manta fällt auf.«
»Wieso?«
»Weil er so alt ist.«
»Ha, ha. Darf ich dich an deinen Bentley erinnern?«
»Nein.«
»Dann schimpfe nicht über mein gutes Stück, sunst kannste ze Fooß no Kölle jonn.«
Das verstand ich zwar nicht, war aber auch egal. Vom Flughafen gab es zwei direkte Verbindungen nach Köln und Bonn. Wunderbar ausgebaute Autobahnen, die kurz vor der Innenstadt zwar immer noch breit, dafür aber verstopft waren.
Ich sah bereits den Dom. Die Türme stachen wie eine Mahnung Gottes in den blauen, leicht dunstigen Sommerhimmel. Ein wunderschönes Bild wurde uns da präsentiert.
Mallmann ärgerte sich über den City-Verkehr und konnte doch nichts daran ändern. Ich war froh, gefahren zu werden. Die Sonne knallte auf das Wagendach, und der Manta heizte sich auf. Mallmann wollte am Bahnhof parken, denn in der Nähe hatte er sich mit dem Kollegen verabredet.
Die Kölner schien es nicht mehr in ihren Wohnungen oder Häusern gehalten zu haben. Ich wurde das Gefühl nicht los, daß zumindest ein Mitglied jeder Familie nach draußen geschickt worden war, um

Sommerluft zu tanken. Besonders am Bahnhof, wo die berühmte Hohe Straße beginnt, herrschte ein unwahrscheinlicher Trubel. Dort bekamen wir natürlich keinen Parkplatz und Will Mallmann bog vor einem kurzen Straßentunnel rechts ab, um unter einer Brückenkonstruktion stehenzubleiben. Als letztes Glied in der kleinen Autoschlange hatten wir Zeit, bis die Ampel umsprang.

Ich hatte eine Frage an meinen deutschen Freund. »Wo willst du eigentlich deinen Wagen abstellen?«

»In der Nähe sind mehrere Tiefgaragen. Wir nehmen das Parkhaus am Dom.«

»Okay, du bist der Chef.«

Einmal links, dann wieder scharf rechts, so erreichten wir die schmale Einfahrt. Es ging abwärts. Am Automaten zog der Kommissar eine Karte, die rotweiße Schranke öffnete sich, und wir fuhren tiefer in den Komplex.

Es wurde eine Sucherei, bis wir weiter hinten endlich eine Lücke gefunden hatten.

»Wo hast du dich denn mit deinem Kollegen verabredet?« fragte ich.

»Am Dom-Hotel.« Will deutete in die Höhe. »Es liegt genau über uns. Zusätzlich kannst du noch den Ausblick auf den Dom genießen.«

»Du nicht?«

»Ich kenne ihn schon.«

Wir stiegen die Treppe hoch und unterbrachen unseren Gang, weil ich mir Mauerreste aus der Römerzeit anschaute.

Mallmann bemerkte meinen nachdenklichen Blick und erkundigte sich, was mich bedrückte.

»Eigentlich nichts«, erwiderte ich. »Mir fiel nur soeben der Fall ein, der mich und Glenda nach Rom geführt hat. Durch ein Dimensionstor sind wir tatsächlich tief in die Vergangenheit hineingestoßen und haben die Zeit der alten Römer am eigenen Leibe kennengelernt.«

»Hat man euch da nicht in eine Arena gesteckt?«

»So war es.« Ich grinste und schlug ihm auf die Schultern. »Nur sind wir für die Löwenmäuler wohl zu zäh gewesen. Jedenfalls leben wir beide noch.«

»Das will ich wohl meinen.«

Wir stiegen die Treppe hinauf und erreichten die Domplatte.

Stumm, gewaltig, als wäre er sich seiner Bedeutung und Größe sehr wohl bewußt, ragte vor uns der Dom in den Himmel. Mit dicken Mauern und mächtigen Türmen stand eine Trutzburg Gottes dort. Sie war doch nicht für die Ewigkeit gebaut worden, denn mir fielen die zahlreichen Gerüste auf, die an der Außenwand angebracht worden waren.

Ich sah einige Männer der Dombauhütte bei der Arbeit. Was Kriege nicht geschafft hatten, würde die Luftverschmutzung erreichen. Eine

Zerstörung und Auflösung des Gesteins.

»Es ist traurig, wenn man das sieht«, sagte Will, der meine Gedanken erraten hatte.

»Da hast du recht.«

»Vielleicht werden die Menschen mal vernünftig. Ich jedenfalls habe die Hoffnung nicht aufgegeben.« Dann lachte er. »Eigentlich hätte ich jetzt ein Referat halten müssen. Darauf können die Leute verzichten.«

Mallmann hatte mir erklärt, aus welchem Grunde er sich in der Domstadt aufhielt. Natürlich hatte auch ich von dem Spionage-Skandal gehört und wünschte den Deutschen, daß sie die Sache gut und glatt über die Bühne brachten, sofern dies noch möglich war.

Links von uns lag das Domhotel. Ein renommiertes Hotel mit illustren Gästen aus aller Welt. Ich schaute auf die verspielt wirkende, wuchtige Fassade mit all ihren Verzierungen. Irgendwie paßte sich dieses Gebäude auch dem Dom an.

Vor der Breitseite standen links und rechts vom Eingang zahlreiche Tische, an denen Menschen saßen und aßen. Diese Plätze waren durch ein Dach überdeckt, das wiederum von großen Säulen gestützt wurde. In die Räume zwischen ihnen hatte man große Blumenkästen aufgestellt.

Auf die Domplatte erstreckte sich dann die Terrasse, wo alle Tische besetzt waren und zum Schutz vor der Sonne Schirme mit bunten Stoffdächern standen.

Will deutete dorthin. »Da treffen wir uns.«

»Siehst du den Kollegen denn?«

»Noch nicht.«

Der andere hatte uns entdeckt. Von einem der Stühle erhob sich ein hochgewachsener Mann mit schwarzen, gescheitelten Haaren. Er trug einen hellen Anzug und ein gemustertes Hemd. Auf eine Krawatte hatte er verzichtet.

»Das ist er!« rief Will.

Wir drückten uns an den Tischen vorbei, so daß der Oberkommissar Zeit hatte, uns zu mustern. Zuerst begrüßte er Will, dann mich, und bei mir fügte er noch einige Worte hinzu.

»Ich freue mich, einen Kollegen vom Yard kennenzulernen. Hoffentlich gefällt Ihnen Köln.«

»Was ich bisher gesehen habe, war schon imposant.«

»Na, phantastisch.« Er lächelte und sagte plötzlich. »Darf ich Ihnen eine junge Dame vorstellen. Sie ist bei uns angestellt und in diesem Fall so etwas wie meine Assistentin.«

Erst jetzt nahmen wir das blonde Mädchen wahr, das noch am runden Tisch saß.

Sie stand auf.

Ein herzliches Lächeln huschte über ihr Gesicht. Das blonde

Wuschelhaar stand im Kontrast zu ihrer gebräunten Haut. Braune Augen schauten uns an. Sie trug eine weiße Hose, die sich um ein hübsch gerundetes Hinterteil spannte. Darüber einen ebenfalls hellen Pullover. Eines fiel mir besonders auf. Ihre Größe. Wenn ich gut maß, reichte sie mir bis zur Schulter.

»Das ist Petra Schwamborn«, stellte sie der Oberkommissar vor.

»Waren Sie in Urlaub?« fragte ich, als sie mir die Hand gab.

»Wieso fragen Sie?«

Ich lachte. »Weil Sie so braun sind.«

»Alles Balkonien. Und ich habe mich sogar dabei erholt. Ich passe eben immer das schöne Wetter ab.«

»Dann sitzen Sie ja hier falsch.«

»Das will ich nicht sagen. Mir gefällt es.«

Wir nahmen Platz. Petra Schwamborn löffelte an ihrem Eis weiter, Herkner trank Kaffee, Will bestellte ebenfalls ein Kännchen, nur ich fiel aus der Rolle.

»Bringen Sie mir ein Kölsch.«

Der Kellner lächelte. »Sehr wohl, der Herr.«

»Alkohol im Dienst?« fragte Will grinsend.

»Immer, wenn ich weit vom Schuß bin.« Ich beugte mich vor.

»Außerdem weiß ich nicht, was ihr mit mir vorhabt und ob ich überhaupt noch dazu komme, ein paar Gläser Kölsch zu leeren.«

»Da hat er recht«, sagte Herkner, und Petra Schwamborn lächelte mich an.

Ich bekam mein Bier, setzte es an und trank es genußvoll. Erst als das größere Glas halbleer war, stellte ich es ab. Herkner, als echter Kölner, fragte: »Na, wie ist es?«

»Sehr gut.«

»Das will ich meinen.« Er schielte sehnsüchtig auf das Glas.

»Soll ich Ihnen auch ein Bier bestellen?«

»Nein, lassen Sie. Ich bin eben zu sehr Beamter.«

»Ja, Armin, so ist das mit uns«, stöhnte Will und nahm einen Schluck Kaffee.

Wenig später waren das Private, das Kölsch und der Dom vergessen. Wir kamen zur Sache, und Oberkommissar Armin Herkner übernahm das Wort. »Will, ich habe mir natürlich deinen Bericht durch den Kopf gehen lassen, und mir ist dabei etwas aufgefallen. Diese Frau auf dem Pferd muß irgend etwas mit dieser Stadt zu tun haben.« Als er unsere gespannten Blicke sah, winkte er ab. »Keine voreiligen Schlüsse, meine Herren, das war nur ein Verdacht, aber ich erinnerte mich an die junge Dame neben mir, die seit einigen Monaten durch unsere Abteilung geistert, zuvor unter anderem Kunstgeschichte studiert hat und sich besonders gut in Köln auskennt. Aber nicht nur die einzelnen historisch wertvollen Gebäude sind ihr bekannt, sie hat sich auch mit

der Historie der Stadt befaßt. Darin ist sie ebenfalls firm. Auf geht's, Petra.«

Fräulein Schwamborn lachte und setzte eine dunkle Brille auf.

Den Eisbecher hatte sie geleert. »Nicht soviel Lob, Chef, ich weiß ja auch nicht, ob es stimmt.«

»Es ist jedenfalls die einzige Spur, die wir haben«, behauptete der Oberkommissar. »Auch du weißt noch von ihr, Will.«

»Ich lasse mich gern überraschen.«

Petra Schwamborn berichtete. Sie redete nicht nur mit dem Mund, auch mit den Händen, und sie stieß sofort tief in die Vergangenheit der Stadt vor. Von einer Sage berichtete sie, die sich um einen Turm drehte, der den Namen seines Erbauers trug. Es war der Ricardis Turm. »Ihn gibt es heute noch, er wird nur nicht großartig von innen besichtigt, aber damals, der genaue Zeitpunkt ist nicht angegeben, wurde er von dem Kaufmanns-Ehepaar Rudolph und Gertrude Ricardis bewohnt.«

Nun erfuhren wir die Geschichte, wie sie sich der Sage nach zugetragen hatte. Die Kölner hatten nach einer schweren Gewitternacht Rudolphs Leiche und die seiner jungen Geliebten Gretchen gefunden. Das Mädchen war erdrosselt, der Mann erschlagen worden.

Den Mörder hatte man nie gestellt, aber es waren schreckliche Vermutungen aufgekommen, denn jemand hatte das offene Grab der eine Woche vor dem Unglück verstorbenen Gertrude Ricardis entdeckt. Sie blieb ebenso verschwunden wie ihre beiden Lieblingspferde, zwei Schimmel. Nun vermuteten die Menschen, daß die von den Toten Auferstandene an ihrem Mann und seiner Geliebten, Rache genommen hatte.

»Was natürlich nicht zu beweisen war«, fügte Petra Schwamborn noch hinzu.

»Ein Zombie also?«

»Den Ausdruck kannte man damals noch nicht«, warf Herkner sofort ein.

»Nein, aber ich benutzte ihn. Er ist kürzer. Ich frage mich nur, wie diese Frau freigekommen ist und weshalb sie so plötzlich erschien. Das muß etwas zu bedeuten haben.«

»Wenn wir von der Geschichte ausgehen und sie als Tatsache akzeptieren, immer«, sagte Petra. »Man hat das Turmzimmer zugemauert. Keiner wollte mehr an diese schreckliche Bluttat erinnert werden.«

»Und jetzt?« fragte ich.

»Ist das Zimmer noch immer zu.«

Ich schaute das blonde Mädchen skeptisch an. »Sie sind da sicher?«

»Soviel ich weiß.«

Will Mallmann hatte mich auch verstanden. »Davon sollten wir uns lieber selbst überzeugen – oder?«

Ich hatte nichts dagegen, der Oberkommissar auch nicht, und Petra Schwamborn nickte zweimal.

Herkner rief den Ober und verlangte die Rechnung. Er ließ sich eine Quittung ausschreiben. Während der Ober damit beschäftigt war, schaute ich auf die Domplatte.

Am liebsten wäre ich hier noch zwei Stunden sitzengeblieben. Mir gefiel das Treiben. Ich sah Skateboard-Fahrer, Rollschuh-Läufer und herumschlendernde Touristen, die den Dom bestaunten und fotografierten. Der Andenkenladen im Schatten des Doms war umlagert, und nur der Verkäufer in seiner Losbude kam sich ein wenig verlassen vor.

Menschen aller Hautfarben und Nationalitäten flanierten vorbei, gingen auch in den Dom, wo an den Ein- und Ausgängen ein ständiges Kommen und Gehen herrschte.

Es war schon interessant, hier zuzuschauen.

Leider mußten wir gehen. Will riß mich aus meinen Gedanken, als er mir auf die Schulter klopfte. »Los, Alter, wachs hier nicht fest.«

»Ja, ja, die Pflicht ruft.«

»So ist es.«

Petra Schwamborn und Armin Herkner warteten bereits. Das Mädchen war wirklich klein. Sie verschwand fast zwischen Mallmann, Herkner und mir. Aber Humor hatte sie, und hübsch war sie auch.

»Erdrückt mich bitte nicht.«

»Keine Sorge«, sagte ihr Chef. »Sie werden noch gebraucht.«

Ich wollte schon zur Tiefgarage gehen und auch fragen, welchen Wagen wir nahmen, als Will Mallmann sagte: »Zu Fuß, John, wir gehen zu Fuß. Da kannst du auch Köln kennenlernen.«

»Die ganze Stadt?« grinste ich.

»Es ist nicht weit«, erklärte Herkner. »Der Ricardis-Turm liegt im Zentrum der Stadt.«

Ich war beruhigt und freute mich gleichzeitig, etwas von Köln und dessen Flair mitzubekommen.

Es war herrlich, über die sonnenbeschienene Hohe Straße zu wandern und all die gutgelaunten Menschen zu sehen. Ob es nun Hausfrauen, Sekretärinnen, Verkäuferinnen oder Männer aus der Verwaltung, den Banken und Geschäften waren, die ihre Mittagspause im Freien verbrachten, jeder zeigte gute Laune und ließ auch den anderen leben, ohne ihn verächtlich anzuschauen.

Die anderen, das waren die Bettler, die Musiker oder die Rucksack-Touristen, von denen einige mehr als abenteuerlich gekleidet waren.

Die nicht sehr breite Hohe Straße konnte die Menschenmassen kaum aufnehmen. Zusätzlich wurde sie noch durch die draußen stehenden

Stände oder Verkaufstische der dahinterliegenden Geschäfte verengt. Aus den Jeans-Läden drang heiße Musik. Bratwurstduft stieg mir in die Nase, und ich konnte mir einfach nicht verkneifen, ein Würstchen zu kaufen. Kauend schlenderte ich weiter, vorbei an Kinos, Parfümerien, Kunstläden, teuren Boutiquen und einem Sex-Shop.

Wir gingen die Straße nicht bis zum Ende durch, sondern bogen vorher rechts ab in die Schildergasse, die für Köln ebenfalls ein wahres Einkaufsparadies ist.

Vor einer hohen, von Wasser überspülten Säule saßen junge Leute und diskutierten.

Ein Obsthändler bot uns frische Weintrauben an. Wir verzichteten. Und über allem stand die strahlende Sonne. In den Straßencafes herrschte Hochbetrieb, selbst alte Fassaden glänzten im Sonnenlicht.

Auch für mich war es schwer vorstellbar, in dieser herrlichen Umgebung einen Horror-Fall zu erleben. Aber ich hatte schon oft genug erleben müssen, wie schnell die Szenerie wechseln kann, so daß von einem Augenblick zum anderen oft die Hölle hereinbrach.

Das war hier nicht der Fall.

Noch nicht…

Den Neumarkt, ein großer Verkehrsknotenpunkt, lernte ich ebenfalls kennen, und dort blieben wir stehen.

»Sind wir schon da?« fragte ich.

Die beiden Kölner nickten. »Ja, es sind nur noch einige Schritte. Wir müssen in die Seitenstraße«, erklärte Herkner.

Rechts vom Neumarkt ging es ab. Zwar herrschte in diesen schmalen Straßen keine Ruhe, aber der Autolärm blieb doch hinter uns zurück, denn durch diese Straßen konnte man nur in eine Richtung fahren.

Zwei große Kaufhäuser ragten mit ihren Dächern über die anderen hinaus. Diese Konsumpaläste lagen aber so weit abseits, daß wir von dem Betrieb nichts mitbekamen und uns auf unser eigentliches Ziel konzentrieren konnten.

Es war der Turm!

Auch eine Art von Wahrzeichen, vor allen Dingen wegen seiner sechseckigen Form. Wir blieben vor ihm stehen und schauten hoch.

Petra Schwamborn stieß mich an. »Nun, was sagen Sie als Engländer dazu?«

»Fragen Sie mich mal was Leichteres.«

»Wie ist Ihr Eindruck?«

»Völlig normal. Ich finde an diesem Turm nichts Schlimmes. Er ist sechseckig, das fällt schon auf.« Ich legte die Hand gegen die Stirn, um mich vor den Sonnenstrahlen zu schützen. »Und das sechseckige Gitter auf der Spitze ist später angebracht worden?«

»Ja.«

»Wo befindet sich das Zimmer?«

»Unter dem Gitter.«
»Zugemauert?« vergewisserte ich mich noch einmal.
»Soviel ich weiß.«
»Dann lassen Sie uns nachsehen.«
Die anderen hatten natürlich nichts dagegen, und so schritten wir auf den Turm zu. Wir befanden uns bei hellstem Sonnenschein mitten in der Kölner City, umgeben von Häusern, großen Läden, Kaufhäusern und völlig normalen Menschen. Da war es schon schwer, an das Unheimliche zu glauben, das in der Nähe lauern sollte.
Der Oberkommissar hatte an alles gedacht. Auch an einen Schlüssel für die Haustür.
»Woher hast du den denn?« fragte Will.
»Betriebsgeheimnis.«
»Wie du meinst.«
Armin Herkner öffnete. Er schaute sich dabei das Schloß genau an und hob die Schultern. »Keinerlei Beschädigungen. Hier ist niemand ein- oder ausgebrochen.«
»Geister brauchen das auch nicht«, sagte Will.
Petra hüstelte, und Armin Herkner warf dem guten Will einen Blick zu, als würde er an dessen Verstand zweifeln.
Der Oberkommissar schob die Tür auf. Wir betraten eine völlig andere Welt. Der normale Straßenlärm blieb hinter uns zurück. Die dicken Mauern dämpften ihn fast bis zur Lautlosigkeit, und als Mallmann die Eingangstür zudrückte, fiel auch kaum ein Streifen Licht in den Turm.
Wir sahen uns nicht, aber wir rochen Petra Schwamborn. Ihr Parfüm…
»Gibt es hier denn keine Fenster?« Unwillkürlich hatte ich meine Stimme gesenkt.
»Doch«, wurde mir von Petra Schwamborn erklärt. »Aber man hat sie zugemauert.«
»Alle?«
»Nein, einige sind frei.«
Wir brauchten uns nicht mehr länger im Dunkeln zu unterhalten, denn Herkners Assistentin hatte an vieles gedacht, auch an eine Taschenlampe.
Der Strahl huschte durch die nähere Umgebung, riß einen hellen Tunnel, traf Wände – und, als er gedreht wurde, auch eine Wendeltreppe.
»Hält sie?« erkundigte sich Will Mallmann.
»Ich hoffe es.«
»Probieren geht über studieren.« Ich nickte der Kleinen zu und machte mich auf den Weg.
Auch wenn der Turm hermetisch abgeriegelt und verbarrikadiert

worden war, Staub bildete sich trotzdem. Er fand immer Lücken, ebenso wie Insekten und Kriechtiere, die in Rissen, Spalten und kleinen Ritzen ihre Plätze gefunden hatten.

Als Licht über diese Lücken strich, wurden sie aufgeschreckt, verließen ihre Verstecke und huschten schnell wieder zurück, um sich zu verkriechen.

Unter unseren Füßen knirschten kleine Steinstücke. Staub wehte mir ins Gesicht. Seine Berührung empfand ich wie etwas Vergessenes, das aus den Tiefen der Vergangenheit wieder hervorgezaubert worden war und um seine Daseinsberechtigung kämpfte.

Ich hatte nicht gefragt, aus wie vielen Stufen sich die Treppe zusammensetzte, nur hoch wollte ich zu diesem verdammten Turmzimmer, in dem sich vor langen Jahren das Schreckliche ereignet hatte.

War dieser Turm normal, oder lauerte dort das Böse? Ich wollte es herausfinden.

Allmählich geriet ich ins Schwitzen. Die Luft war sehr schlecht.

Ein verbrauchtes Gasgemisch, kaum zu atmen. Manchmal strichen mir hauchdünne Spinnweben über das Gesicht.

Als ich nach meinem Gefühl die Hälfte der Strecke überwunden hatte, blieb ich stehen.

»Es geht noch weiter!« meldete sich Will Mallmann.

»Ich weiß, aber löschen Sie mal die Lampe, Petra.«

»Gern.« Es wurde dunkel, aber nicht stockfinster, denn über uns lag ein grauer Schein. Er mußte von dem Licht stammen, das durch die Fenster fiel, die nicht vernagelt oder zugemauert waren.

Petra Schwamborn kam zwei Schritte näher und blieb auf meiner Stufe stehen. Breit genug war sie. »Wo der graue Schein herkommt, liegt auch das Zimmer«, flüsterte sie.

»Danke.« Ich brachte das Wort nur krächzend hervor, weil Staub in meiner Kehle kitzelte.

»Geh doch weiter, John!« Will Mallmann drängte. Er war jetzt auch hinter mir.

Petra schaltete die Lampe ein. Der armdicke Lichtstrahl hüpfte lautlos die Stufen hoch, traf mal die Wand, schwenkte wieder weiter und wies mir den Weg.

Wir hatten den Schacht hochgeschaut, und ich stellte mal wieder einen Irrtum fest. Die Distanz zwischen uns und dem Lichtschein war doch größer, als ich angenommen hatte. Ich wies Petra an, die Lampe auszuschalten, das tat sie, und wir konnten die Umgebung jetzt besser erkennen. Es fiel einiges an Tageslicht, durch schmale Öffnungen und fensterartige Luken, so daß auch Streifen auf den Boden gemalt wurden. Die Luft war mies geworden, nicht nur stickig, auch schmeckte sie nach Staub, als wäre dieser erst kurz zuvor in die Höhe

gestiegen. So frisch…

Auch Armin Herkner war dies aufgefallen. Er sprach mich darauf an. »Kommt es Ihnen auch so vor, als hätte hier jemand eine Mauer aufgeschlagen?«

»So ähnlich.«

Plötzlich hatten wir es eilig. Petra Schwamborn blieb zurück.

Außerdem brauchten wir ihren Lichtschein nicht mehr, denn durch die verschmutzten Fenster fiel ein matter Schein, der uns den Weg wies.

Ich sah ihn zuerst.

Das heißt, eigentlich waren es zwei Dinge auf einmal. Die aufgebrochene Mauer und die Beine.

Sie hingen vor meinen Augen und gehörten zu einem Mann, den jemand an einem vorstehenden Haken aufgehängt hatte…

***

Urplötzlich war die Stimmung zwischen uns umgeschlagen. Hatten wir vielleicht – und da schloß ich mich nicht aus –, den Fall irgendwie nicht so recht ernst genommen, wurden wir nun eines besseren belehrt, denn der Mann über uns war tot.

Ein jeder verspürte das kalte Gefühl der Beklemmung, vor allen Dingen Petra Schwamborn, die hinter uns stand. Ihr Chef drehte sich um, er stützte sie ab, denn ihr Gesicht hatte einen fahlen Schein bekommen.

Will Mallmann war neben mich getreten. Er flüsterte: »Wir scheinen doch richtig zu liegen.«

»Sieht mir auch so aus.« Bevor ich die kleine Lampe hervorholte, schaute ich nach links, wo sich ein Loch in der Mauer befand. Spitzhacke und Schaufel lagen neben den Trümmern und Gesteinsbrocken. Deshalb auch der Geruch nach relativ frischem Staub. Das Loch hatte noch nicht lange geschlagen sein können. Demnach hing auch der Tote noch keinen Tag in der Würgeschlinge.

Ich leuchtete ihn langsam an. Tastend wanderte der schmale helle Finger an seiner Kleidung hoch. Er glitt über eine staubige Jeans, erfaßte ein schmutziges Hemd und wenig später auch das Gesicht, auf dessen genaue Beschreibung ich verzichten möchte.

Jedenfalls hatte der Mann gelitten, ohne seinen Mörder oder seine Mörderin beeindrucken zu können.

Die Schlinge selbst hing an einem simplen aber dicken Haken. Sie war nicht einmal fachmännisch geknüpft worden. Ich wollte auch nicht mehr länger hinschauen, aber Oberkommissar Herkner hielt meine Hand fest. »Einen Moment noch. Leuchten Sie mal in das Gesicht des Toten. Ich will es mir anschauen.«

»Kennen Sie den Mann?«

»Möglich.«
Ich tat ihm den Gefallen. Es dauerte nicht lange, und wir alle sahen Herkners Nicken. »Ja, das ist er. Das ist ein stadtbekannter Dieb und Hehler. Er heißt Erich. Man sieht ihn oft auf Flohmärkten. Da verkauft er seine Ware. Kollegen von mir haben ihn schon viermal eingelocht, ihn aber nicht bekehren können.«
»Jetzt hat es ihn erwischt«, murmelte Will. »Fragt sich nur, was er hier gesucht haben könnte?«
»Beute!«
»Wo denn, Armin?«
»Vergiß nicht, daß die Wand eingeschlagen worden ist.«
»Dann müßten sich in dem Raum möglicherweise noch Dinge befinden, die ihren Wert haben«, faßte ich zusammen. »Kann das sein, Fräulein Schwamborn?«
Ich hatte die Kleine zwar angesprochen, aber keine Antwort bekommen.
Sie stand noch unter einem Schock. »Ja, ja, vielleicht. Man hat das Zimmer zugemauert…«
Die Erklärung reichte mir. »Gut«, sagte ich, »dann werde ich mich dort umschauen.«
Die beiden deutschen Kommissare blickten mich erstaunt an. »Sie wollen wirklich…«
»Das Loch ist groß genug.«
»Und an die Gefahr denken Sie nicht?«
»Das bin ich gewohnt. Sollte ich Hilfe brauchen, melde ich mich. Außerdem trage ich einige Waffen bei mir, die auch den anderen gefährlich werden können.«
Herkner wollte noch widersprechen, aber Will Mallmann legte ihm eine Hand auf den Arm. »Laß ihn mal. John Sinclair weiß zumeist, wo es langgeht. Der hat mehr Erfahrung als wir.«
»Nun ja, sicher…«
Ich ließ mir von Petra die Lampe geben. Ihre Hand zitterte, als sie mir das Licht übergab.
Ich lächelte ihr knapp zu und drehte mich um. Die Öffnung paßte so gerade noch. Mit einiger Mühe konnte ich mich hindurchschieben und betrat einen Raum, in dem sich vor langer Zeit ein furchtbares Drama abgespielt hatte, wenn man der Geschichte glauben konnte.
Unbewaffnet war ich nicht, ich hatte mein Kreuz eingesteckt. Und ich spürte plötzlich, daß sich zwischen diesen Wänden das Grauen eingenistet hatte.
Es lag wie ein Druck über dem Zimmer. Das Bett sah ich, einen blinden Spiegel, eine Kommode, völlig verdreckte Fenster und selbst die alten Bettlaken waren noch vorhanden. Als ich mit der Hand drüberstrich, zerfiel der Stoff zu Staub. Auch das Holz war weich

geworden, und von der Decke sowie den Wänden hingen dünne Spinnweben, die ein graues Muster bildeten.

Es machte keinen Spaß, den Raum zu durchsuchen. Von dieser Stelle war der Schrecken ausgegangen. Jemand hatte die Wand aufgebrochen und damit einen Fluch befreit.

Wo steckte Gertrude Ricardis?

Ich sah sie nicht, aber die größte Überraschung stand mir noch bevor. Als ich das Fußende des Bettes passiert hatte, wäre ich fast auf einen bleichen Knochen getreten, der mir im Weg lag. Und das war nicht alles. Der Knochen und zahlreiche andere dazu sowie ein Schädel vereinigten sich zu einem Skelett.

Ich schluckte. Fetzen hingen noch an den Gebeinen, denn die Kleidung war nicht völlig vermodert. Da ich die tragische Geschichte kannte, konnte ich mir aussuchen, wessen Gebeine ich vor mir liegen sah. Rudolphs oder Gretchens.

Das zweite Skelett fand ich unter dem Bett. Ich wurde darauf aufmerksam, weil eine ausgestreckte Knochenhand hervorschaute. Als ich mich bückte und einen Blick unter das Bett riskierte, erkannte ich auch den Schädel und das übrige Gebein.

Die Zurückgebliebenen waren natürlich neugierig. Ich hörte Wills fragende Stimme. »Was hast du gesehen, John?«

»Zwei Skelette!«

Nach dieser Antwort hörte ich den leisen Ruf der Überraschung.

Petra Schwamborn hatte ihn ausgestoßen. »Dann stimmt es doch, was man sich erzählt hat?«

»Ja, es sieht so aus.«

»Kann ich kommen?«

Ich hatte nichts dagegen. Bei ihrer Größe würde sie es spielend schaffen, sich durch die Öffnung zu zwängen.

Die beiden Männer blieben vorerst noch draußen.

Sie betrat vorsichtig das Zimmer. Angespannt war ihre Haltung.

Als sie sich umschaute und auch das Bett passierte, warnte ich sie.

»Da ist es!«

Sie schaute vor ihre Fußspitzen und sah die Knochen. Hart preßte sie die kleine Hand gegen die Lippen. Jetzt waren von ihrem Gesicht nur die großen, braunen Augen zu sehen.

»Sie haben recht gehabt, Petra.«

»Scheint so. Aber wo steckt die Frau?«

»Ich weiß es nicht.«

»Außerdem müßten noch die beiden Pferde da sein.«

Wieder hob ich die Schultern.

»John, wenn du nichts mehr findest, komm zurück!« rief mir Will Mallmann zu.

»Wollen Sie sich noch umschauen?« fragte ich Petra Schwamborn.

»Nein, danke, lassen Sie mal. Das ist nichts für mich. Ich bin zwar bei der Polizei, aber mit Skeletten möchte ich auch nicht unbedingt etwas zu tun haben.«

»Kann ich verstehen.«

»Da werden Sagen und Legenden zu Tatsachen«, hauchte sie.

»Das hätte ich nie gedacht.«

Sie hatte wohl den Schock überwunden und wollte sich noch länger umschauen, aber ich drängte sie, das Turmzimmer zu verlassen. »Kommen Sie, hier finden wir nichts.«

»Meinen Sie…«

»Ja.«

Ohne Mühe kletterte sie durch das Loch, ich hatte es da schwieriger. Als wir wieder neben den beiden Kommissaren standen, gab Petra bereits einen Bericht.

Ich hielt mich zurück, bis Herkner eine Bemerkung machte. »Es muß einen Mörder geben. Oder glauben Sie, daß sich Erich selbst erhängt hat?«

»Nein«, sagte Will. Er schielte mich an, als würde ich ihm den Namen des Mörders verraten.

»Ich kenne ihn nicht, Will.«

»Es war eine Frau«, stellte mein Freund fest. »Für mich kommt nur Gertrude in Frage.«

Keiner widersprach. »Gehen wir mal davon aus«, sagte ich.

»Dann würde ich gern wissen, wo ich sie und ihre beiden Pferde finden kann. Weiß das jemand der Herren oder vielleicht auch die Dame?«

Will Mallmann und Armin Herkner mußten passen.

Petra hatte *die* Idee, und ich fand sie toll. »Gertrude Ricardis war tot, ist als Tote zurückgekommen und hat gemordet. Wenn sie zurückgekommen ist, muß sie auch zuvor irgendwo gelegen haben. Ich meine, wir sollten ihr Grab aufsuchen.«

Will schaute mich an, ich ihn, und nur Herkner blickte zu Boden.

Vielleicht gefiel es ihm nicht, daß gerade von dieser Kleinen so gute Vorschläge kamen.

»Sie ist schon kein Assistent mehr«, sagte ich. »Petra können Sie ruhig an die harte Front schicken.«

Sie winkte ab. »Es war Glück.«

»Wenn Sie mir jetzt sagen könnten, ob Gertrude Ricardis' Grab noch heute existiert, finde ich Sie noch toller, kleine Petra.«

Sie atmete tief ein und beschwerte sich. »Immer auf die Kleinen. Aber ich bin das gewohnt. Das Grab gibt es noch. Das heißt, es ist eine Familiengruft und steht sogar unter Denkmalsschutz…«

Wir blickten uns gegenseitig an.

»Kann es noch besser kommen?« fragte Will.

»Nein.«
»Dann auf zum Friedhof«, sagte ich.
Oberkommissar Herkner wies in die Höhe und auf die Leiche.
»Moment noch, meine Herren. Ich will, daß der Tote aus der Schlinge gehoben wird und alarmiere die Mordkommission.«
Das war selbstverständlich.
Im Turm hatten wir nichts mehr zu suchen. Hier würden wir keine Gertrude Ricardis finden, und falls wir an der Gruft auch Pech hatten, blieb uns nur noch die Finsternis, durch die sie auf ihrem Schimmel ritt.
Hoffentlich ging uns dieses mordende Gespenst nicht durch die Lappen.

***

Seit zwei Jahren ging Erna Schmitz jeden Tag den gleichen Weg zum Grab ihres verstorbenen Mannes. Sie war jetzt 70, wohnte in einem Heim für Senioren und freute sich auf den Gang über den stillen Friedhof, der als einziger einem Menschen Ruhe gab, wenn dieser sie suchte.
Erna sprach oft mit sich selbst. Sie redete laut über Dinge, die sie noch tun wollte und fragte dann mit halblauter Stimme gegen den Himmel gerichtet: »Würdest du das auch tun, Edwin?«
Eine Antwort bekam sie nicht. Wenigstens keine, die hörbar war.
Aber für Erna reichte sie, denn Sekunden nach ihren Fragen nickte sie, und ein glückliches Lächeln glitt jedesmal über ihr Gesicht, weil sie mit Edwin gesprochen hatte.
Für sie existierte er noch, auch wenn er körperlich nicht mehr bei ihr war. Aber sie glaubte fest daran, daß er unsichtbar in ihrer Nähe weilte und sie beschützte.
Irgendwann würde er sie zu sich rufen, und darauf wartete sie, denn Angst kannte sie nicht.
Jeden Tag begegneten Erna Schmitz die gleichen Leute. Der Friedhofsgärtner ebenso wie die anderen Witwen oder Witwer, die Gräber ihrer Angehörigen besuchten.
Man blieb kurz stehen, wechselte einige Worte, sprach über das Wetter oder die Verblichenen und kam schließlich auf Krankheiten zu sprechen, denn jeder hatte irgend etwas.
Auch an diesem herrlichen Sommertag war es für Erna Schmitz nicht anders.
Erna Schmitz hatte die 70 zwar schon erreicht, man sah es ihr aber nicht an. Da sie eine gute Rente bekam, besaß sie auch das entsprechende Geld, um sich zu pflegen. Einmal in der Woche war sie beim Friseur, der ihr graues Haar zu einer schicken Frisur legte.
Die größeren Gräberfelder blieben zurück und damit auch die

gewisse Leere. Schon bald boten hohe Bäume kühlenden Schatten, und die Wege waren auch nicht mehr mit Kies bestreut. Erna Schmitz schritt über die weiche Erde, die vom letzten Regen noch ein wenig feucht war.

Rechts und links erschienen die ersten Grüften. Große Steine, die in die Höhe ragten. Auch breite Platten stachen fußhoch aus dem Boden. Hier und da brannte eine kleine Lampe. Manche Gräber waren auch mit frischen Blumen geschmückt.

Erna hatte an diesem Tag keine mitgenommen: Die gestrigen würden noch halten. Erst am nächsten Tag wollte sie frische in die beiden schmalen Vasen stellen.

Uralte Kölner Familien hatten in dieser Ecke des Friedhofs ihre letzte Ruhestätte gefunden. Es waren bekannte Familien darunter, deren Nachkommen auch jetzt noch in der Stadt lebten und auch einiges zu sagen hatten.

Es wurde noch kühler.

Und das wunderte die Frau.

Der Herbst lag zwar nahe, aber nach wie vor stand eine warme Sonne am Himmel, und soviel Wärme hielten die Bäume hier auch nicht ab. Die Kühle war nicht natürlich.

Soviel wußte die Frau, ohne allerdings über irgendwelche Konsequenzen nachzudenken, denn eine Erklärung für dieses Phänomen hatte sie nicht. Sie spürte nur etwas.

Erstens die Leere. Menschen befanden sich im Augenblick nicht in der Nähe. Und die Toten waren ruhig. Sie lagen in der Erde, geschützt von mächtigen Grabsteinen und Platten.

Manchmal strich ein Windhauch durch die Kronen. Dann raschelten die Blätter, was Erna Schmitz an das Flüstern geheimnisvoller Stimmen erinnerte.

Sie ging weiter.

Eine Gänsehaut hatte sie bekommen. Zum erstenmal kam ihr der Friedhof richtig unheimlich vor. Es hätten nur noch irgendwelche gespenstischen Wesen gefehlt, die plötzlich zwischen den Grabreihen erschienen.

Das geschah nicht.

Dafür erreichte die Frau das Ende des Weges und gewissermaßen auch den Rand des Friedhofs. Hinter den in einer langen Reihe und halbkreisförmig verlaufenen Gräbern lag die Grenze. Zur Straße hin abgeschottet durch dicht wachsendes Buschwerk und hohe Bäume.

Ganz in der Nähe lag auch die letzte Ruhestätte der Familie Ricardis, über die man sich einiges erzählte. Erna wußte auch nicht, weshalb sie gerade in diesen Momenten daran dachte.

Sie ging die wenigen Schritte bis zum Grab ihres Mannes und blieb davor stehen.

Es war eine schmucklose Gruft. Ein hoher Stein ohne viel Schnörkel und auch ohne Eingravierungen. Bis auf die Namen der hier begrabenen Toten. Erna blieb vor dem Grab stehen. Sie hatte den Kopf gesenkt, schaute auf die breite Fläche und sah auch die Blumen vom vergangenen Tag, die noch in der Vase steckten und fast frisch aussahen.

Ihre Lippen bewegten sich.

Es sollte ein stummes Gebet werden, aber es wollte ihr nicht so recht gelingen, denn irgend etwas befand sich in ihrer Nähe, das sie störte.

Erna Schmitz drehte sich um.

Sie tat es sehr langsam. Auf ihrer bleichen Haut lag ein Schauer.

Aus der Tasche holte sie ihre Brille und setzte sie auf. Meistens konnte sie sich auf ihre Gefühle verlassen, und auch hier glaubte sie fest daran, daß jemand nicht weit entfernt irgendwo zwischen den Büschen hockte und sie belauerte.

Natürlich hatte sie von den Friedhofs-Banditen gehört, die alten Menschen auflauerten und sie überfielen. Das war es nicht. Etwas anderes lauerte auf sie.

Seufzend drang ein langer Atemzug über ihre Lippen, als sie sich wieder dem Grab zuwandte. »Wenn du mir doch etwas sagen könntest, Edwin, wäre mir viel wohler!«

Aber Edwin schwieg.

Sie sprach weiter mit ihm, erzählte von den beiden Kindern, die außerhalb wohnten. Die Tochter sogar in den Staaten, wohin sie vor acht Jahren ausgewandert war.

»Sie lädt mich ja immer ein, aber ich will nicht verreisen. Ich kann dich doch in dieser kalten Erde nicht allein lassen, mein Lieber. Aber irgendwann sind wir wieder vereint. Das spüre ich. Bald wird der Tag kommen, glaube es mir. Morgen bringe ich dir wieder frische Blumen mit.«

Urplötzlich hörte sie auf zu sprechen.

Hatte sie auf ihrem Gang zum Grab die Kühle schon einmal verspürt, so fand sie diese nun als regelrecht erschreckend. Ihr kam es vor, als wären dort Arme, die wie Nebelschleier kalt über ihr Gesicht strichen und sie auch an den Lippen berührten.

Rasch trat sie einen Schritt zurück.

Die Kälte blieb. Aus einer Gruft oder einem tiefen Grab schien sie zu kommen, und sie hatte sich ausgerechnet die einsam stehende alte Frau ausgesucht.

Deren Augen veränderten sich hinter den Brillengläsern. Sie wurden groß, als sie auf der rechten Seite der langen Grabreihe die dünnen Nebelwolken sah, die vom Boden her in die Höhe stiegen und sich pilzartig über die Nachbargräber ausbreiteten.

Dieser Vorgang, für den Erna keine Erklärung fand, mußte etwas mit

der Kühle zu tun haben.

Sie dachte daran, daß die Toten zurückkamen oder deren Seelen sich über den Gräbern vereinigten. Es war nur ein kurzer Gedanke, dann schaltete sie ihn ab, denn so etwas war unmöglich.

»Entschuldige, Edwin, aber ich muß einmal nachschauen, was sich da tut. So einfach kann ich es nicht hinnehmen, wirklich nicht. Ich komme gleich wieder«, versprach sie.

Und dann ging sie.

Zögernd, denn sie hatte plötzlich Angst vor der eigenen Courage bekommen, und sie sah auch, daß sich die Dunstwolken über den Grüften verdichtet hatten.

Wie Wolken wirkten sie, in denen sich sehr schwach eine Gestalt abzeichnete.

Zuerst glaubte sie an eine Täuschung und blieb zunächst stehen, um sich zu überzeugen.

Tatsächlich, da war eine Gestalt im Nebel! Unförmig, klumpig, aber trotzdem zu erkennen, und als sie genauer hinschaute und dabei sah, wie sich die Gestalt allmählich aus den grauweißen Schleiern schälte, konnte dies auch von ihr identifiziert werden.

Es war ein Pferd!

Zuerst wollte sie laut lachen, und sie glaubte auch an eine Einbildung, bis sie das schrille Wiehern hörte, das die Stille des Friedhofs unterbrach.

Das aus dem Nebel gestiegene Pferd lebte tatsächlich!

Darüber mußte Erna Schmitz einmal nachdenken. Sie spürte das Hämmern ihres Herzens, sie merkte den Druck in ihrem Magen, und sie bekam nur noch schlecht Luft, als ihr dieses klarwurde. Das war ja furchtbar, einfach grauenhaft. Ein Pferd, das aus einem Grab oder eine Gruft stieg und trotzdem lebte.

Gab es so etwas überhaupt?

Ja – und die Erklärung?

Erna Schmitz stand bewegungslos auf dem Fleck. Sie schaffte es auch nicht mehr, nach einer Erklärung zu suchen. Für diese Frau war es einfach unbegreiflich, so etwas zu erleben, und sie wußte auch nicht, was sie tun sollte.

Jedenfalls konnte sie nicht auf dem Friedhof bleiben. Dort spukte es!

Geister hatten die Regie übernommen. Gefährliche, gespenstische Wesen, die in einem Zwischenreich lauerten und nun die Grenze überschritten hatten, um diesen Teil des Friedhofs unter Kontrolle zu bringen.

Das Wiehern des schwebenden Schimmels klang wie ein harter Trompetenstoß und riß auch die alte Frau aus ihren Gedanken. Sie wußte keine Erklärung für dieses Phänomen, das auf eine bestimmte Stelle beschränkt blieb, weil sich der Nebel nicht mehr weiter

ausbreitete, aber ihr war klar, daß Geister nicht allein auf der Seite der Menschen standen. Sie konnten auch zu Feinden werden…

Zu tödlichen sogar!

Die Frau spürte den Druck in der Kehle. Sie hatte das Gefühl, als wäre sie zugeschnürt worden. Ein Zittern durchlief ihre Gestalt.

Noch drehte ihr das Pferd den Rücken zu, das dauerte nicht mehr lange, denn das in der Luft und über der Nebelwolke schwebende Tier schüttelte den Kopf und drehte sich.

Genau in diesem Augenblick begann Erna Schmitz zu laufen. Sie konnte nicht mehr in die gefährlichen Augen schauen, in diese blassen, an den Rändern rötlich schimmernden Punkte, es war alles anders geworden. Völlig fremd, so unheimlich und grauenhaft.

Erna mußte weg.

Sie nahm den gleichen Weg, den sie auch gekommen war, weil sie einen anderen nicht kannte.

Trotz ihres Alters bewegte sie sich ziemlich schnell voran. Zum Glück trug sie Schuhe mit flachen Absätzen. Aber sie wußte auch, daß das Pferd, wenn es wollte, schneller sein konnte als sie.

Das war schlimm!

Wieder vernahm sie das schrille Wiehern. Diesmal sogar lauter und näher bei ihr.

Erna Schmitz überwand sich, blieb für einen Moment stehen und schaute zurück.

Die Angst traf sie wie ein Schlag, denn der Schimmel hatte tatsächlich mit seiner Verfolgung begonnen und war schon nähergekommen. Er hatte in der Luft schwebend eine schräge Haltung eingenommen, schaute aus bösen Augen nach unten, fixierte sie, und ein leichter Windhauch fuhr durch die helle Mähne, um sie in die Höhe zu wirbeln.

Erna Schmitz war klar, daß sie diesem Pferdemonstrum nicht entkommen konnte. Sie tat das einzig Gescheite.

Ihr Schrei nach Hilfe gellte über den Friedhof…

***

Die Hektik einer pulsierenden, lebendigen Stadt lag weit hinter uns, obwohl sich der Friedhof, den wir betreten hatten, mitten in Köln befand und von zahlreichen Straßen umgeben war.

Doch hier herrschte Ruhe.

In Petra Schwamborn hatten wir eine gute Führerin. Sie kannte einige Abkürzungen und führte uns über schmale Wege, die an den Rändern dicht bewachsen waren.

So klein Petra Schwamborn auch war, sie hatte es sehr eilig und schritt zügig voran.

Nur unsere Schritte hörten wir, hin und wieder auch ein Rauschen,

das von irgendwelchen Fahrzeugen stammte, die über Straßen rollten und von uns nicht gesehen werden konnten.

Friedhöfe sind Welten für sich. Man kommt sich vor wie im Reich der Toten, man redet unwillkürlich leiser, man geht langsamer, man atmet nicht so schnell, vielleicht aus einer tiefen Angst heraus, die Ruhe der hier Liegenden zu stören.

Für mich sind sie nicht unheimlich, aber ich sah doch ein, daß auch ich mich der Umgebung anpassen mußte.

Grabsteine sandten uns düstere Grüße entgegen. Ich las Sprüche, die den Tod und das Ewige Leben beschrieben. Ich sah Figuren, die schützend ihre Arme und geöffneten Hände über die Gräber ausbreiteten, als wollten sie alle fremden Einflüsse von ihnen fernhalten.

Das Wiehern paßte nicht dazu.

Jeder von uns hatte es gehört, auch Petra Schwamborn, die plötzlich stehenblieb, sich umdrehte und uns aus ihren großen, braunen Augen erstaunt anblickte.

»Das war es!« hauchte sie.

»Ein Pferd, nicht?« fragte Will.

Armin Herkner nickte, auch ich stimmte ihm zu, und wir versuchten, die Richtung zu bestimmen.

Ich fragte Petra. »Haben Sie etwas herausgefunden?«

Ihr Nicken erfolgte zögernd, als wäre sie sich nicht hundertprozentig sicher. »Wenn mich nicht alles täuscht, ist es dort aufgeklungen, wo sich auch die Ricardis-Gruft befindet.«

Für die Dauer einiger Sekunden gab keiner von uns einen Kommentar ab. Bis ich fragte: »Sind wir auf dem richtigen Weg?«

»Ja.«

»Er ist sehr schmal«, warf Will ein.

Petra schüttelte den Kopf. »Das macht nichts. Wir werden gleich auf einen breiteren treffen, der direkt zum Grab der Ricardis führt. Ich bin den Weg schon öfter gegangen.«

Obwohl wir es eilig hatten, mußte ich die nächste Frage noch stellen. »Interessieren Sie sich so sehr für Friedhöfe?«

»Als Kunsthistorikerin mehr für Grabsteine, und da habe ich hier eine gute Auswahl.«

Die Antwort reichte uns, zudem drängte Oberkommissar Herkner zum Weitergehen.

Das Wiehern hatte sich nicht wiederholt. Wir liefen hintereinander und diesmal im Laufschritt.

Petra Schwamborn hatte sich nicht getäuscht. Nach einer weit geschwungenen Kurve konnten wir bereits den Hauptweg sehen, in den der schmale Pfad einmündete.

Jetzt hörten wir auch das Wiehern.

Es schrillte uns entgegen. Zu vergleichen mit einem bösen hohen Klang, in dem alles Unheil der Welt lag.

Ich konnte mir gut vorstellen, daß die beiden Tiere ihrer Herrin in punkto Gefährlichkeit in nichts nachstanden, drängte Will Mallmann zur Seite und schaute nach links, wobei mein Blick gleichzeitig noch in die Höhe glitt.

Da sah ich es.

Vor einer Nebelwolke hatte es sich aufgebaut, stand in der Luft, und wenn ich genauer hinschaute, erkannte ich das Flimmern an seinen Konturen. Ein Beweis für mich, daß man bei diesem Schimmel von keiner natürlichen Erscheinung sprechen konnte.

Für einen Moment hielt ich den Atem an und hörte Mallmanns lauten Warnruf.

»Die Frau, John!«

Der Kommissar war schon gestartet. Ich hatte mich eben zu sehr auf den Anblick des Pferdes konzentriert und nicht auf den Weg geachtet. Das Geisterpferd und der Kommissar hatten sich zur gleichen Zeit in Bewegung gesetzt, und jeder von ihnen war auf das gleiche Ziel fixiert.

Ich sah es kommen. Es mußte einfach so sein. Der Schimmel war schneller als mein Freund.

»Will, duck dich!«

Ich hatte ihm die Worte hinterher gebrüllt und war gleichzeitig in die Knie gegangen.

Hinter mir sprachen Petra Schwamborn und ihr Chef miteinander. Die Worte interessierten mich nicht, denn die Beretta lag bereits in meiner rechten Hand, deren Gelenk ich auf dem der linken abgestützt hatte, um den Schuß nur nicht zu verreißen.

Schräg jagte das Pferd nach unten.

Die alte Frau taumelte noch. Will Mallmann war viel zu weit entfernt, um sie noch vorher zu erreichen und aus der Gefahrenzone schleudern zu können.

Aber die Distanz stimmte für einen Schuß.

Zweimal feuerte ich. Meine Augen zuckten kurz, als ich die kleinen Mündungsflämmchen vor der Mündung sah. Ich wußte sofort, daß ich getroffen hatte.

An der rechten Flanke des Geisterschimmels blitzte es zweimal auf, als die Kugeln hineinhieben. Und das nächste Wiehern wurde zu einem fast menschlichen Röcheln, als der Vorwärtsdrang des Tieres abrupt gestoppt wurde.

Ich ließ die Arme sinken.

Will Mallmann hatte die Frau mittlerweile erreicht. Er hielt sie umfaßt und zog sie zur Seite, denn über ihren Köpfen wütete die Weiße Magie meiner abgefeuerten Silberkugeln im Körper des Tieres.

Dieses Pferd war nur Mittel zum Zweck gewesen. Es gehörte nicht zur hohen Kategorie der Geistwesen oder Dämonen und mußte seiner Schwäche Tribut zollen.

Es zerplatzte.

Stücke wurden aus seiner Haut gerissen. Große Löcher blieben zurück, so daß die Geisterscheinung wie ein nicht ausgefülltes Puzzle wirkte. Dann brach es zusammen.

Ich hörte noch ein Rauschen, als würde Wind durch den Blätterwald fahren, und einen Moment später stürzte das Tier rechts vom Weg in die Bäume.

Dort blieb es hängen.

Wir hörten das Knacken der Äste, die dem Druck nicht hatten standhalten können, sahen auch, wie sich die Zweige bogen und die Blätter in Bewegung gerieten.

Das Pferd aber blieb dort hängen, und da begann auch sein Auflösungsprozeß, aber nicht zu Staub wurde es, sondern zu einer anderen Masse, die man mit dem Wort Schleim bezeichnen konnte.

Als hätte sich ein Regen über den Baum und dessen nähere Umgebung ergossen, so klatschten die Tropfen nach unten und blieben als breite Lachen auf dem Boden liegen. Manche berührten auch die Blätter, knickten diese, rutschten weiter und klatschten vor unsere Füße.

Ich konnte auf den Kopf schauen. Wie der Zufall es wollte, hing er so in einer Astgabel, daß ich die aufgerissenen Augen sah, deren Blick so stumpf war.

Auch sie vergingen.

Von innen her quoll der Schädel auf, die Augen wurden hervorgedrückt, und eine gelbweiß schimmernde Schleimwolke rann über die Vorderseite des Schädels.

Das war auch sein Ende.

Ich wandte mich ab. Das Bild war einfach zu unappetitlich, und so wandte ich mich an meine Begleiter. Will kam mit der Frau. Er mußte sie stützen und sprach beruhigend auf sie ein.

Ich wandte mich an den Oberkommissar. »Nun, mein Lieber, alles klar?«

»Jetzt ja.« Auch Herkner war blasser als sonst. Er fand für die Vorgänge keine Erklärung, aber er wußte jetzt, daß Kräfte im Spiel waren, die mit dem menschlichen Verstand kaum zu erfassen waren.

Petra sagte nichts. Sie blickte an mir vorbei. Ihre Augen hatten einen Ausdruck angenommen, den ich als starr bezeichnete. Die schmalen Nasenflügel bebten beim Luftholen.

Mallmann erreichte uns. »Da haben wir eine Zeugin«, erklärte der Kommissar und stellte die Frau vor. Den Namen Schmitz konnte jeder von uns sofort behalten.

Die Frau schaute mich an. Mit bebender Stimme sagte sie: »Sie haben mir das Leben gerettet, Herr…«

Ich winkte ab. »Das hätte jeder von uns getan.«

»Trotzdem, nicht jeder ist heute so mutig.«

»Das spielt keine Rolle«, sagte Armin Herkner. »Wir möchten von Ihnen wissen, was genau geschehen ist. Sie müssen es gesehen haben, Frau Schmitz. Bitte, klären Sie uns auf!«

»Das ist einfach gesagt…« Sie schaute zurück und bekam wieder eine Gänsehaut. Auch wir blickten in diese Richtung, und ein jeder von uns sah die dünne Nebelwolke über den Bäumen. Dort also mußte das Zentrum, möglicherweise die Gruft liegen.

Wir hörten Erna Schmitz genau zu und erfuhren somit die gesamte Geschichte.

Oft ist es so, daß sich gerade Tatsachen am unwahrscheinlichsten anhören. Auch hier. Das Pferd, der Nebel, das schrille Wiehern, es paßte einfach nicht in die reale Welt, und doch war es geschehen.

»Und die Stelle kennen Sie genau?« erkundigte ich mich.

Die entscheidende Antwort gab sie uns. »Ja, es ist die Gruft der Ricardis.«

Das hatten wir hören wollen.

Will Mallmann schaute mich an, ich ihn. Auch Armin Herkner nickte.

»Dann wäre wohl alles klar«, sagte er und rieb über sein Gesicht.

»Oder wollen Sie noch immer hierbleiben?«

»Nein«, erwiderte ich. »Wir müssen uns die Gruft unter allen Umständen anschauen.«

»Es besteht Lebensgefahr für Sie!« flüsterte die Frau.

Ich winkte ab. »Das wissen wir. Nur sind wir bewußt auf diesen Friedhof gekommen, um uns damit zu beschäftigen. Uns interessiert das Grab eben.«

»Kann ich denn gehen?«

»Natürlich.«

Sie bedankte sich noch einmal und ging davon. Zuerst langsam, dann schneller.

»Frau Schmitz hat das Grab ihres Mannes besucht«, erklärte Will Mallmann uns.

Zeit war genug verstrichen. Keine Sekunde länger hielten wir uns an diesem Ort auf und machten uns auf den Weg, um auch den Rest der Strecke hinter uns zu bringen.

Ich hielt mich neben Petra Schwamborn. Meine Stimme unterbrach das uns umgebende Schweigen. »Haben Sie sich wieder einigermaßen erholt, Fräulein Schwamborn?«

Sie lächelte schwach. »Ja, so etwas…«

»Es wird alles ins Lot kommen, keine Sorge.«

Von unten her schaute sie mich schräg und mit einem, wie ich

meinte, lauernden Ausdruck in den Augen an. »Meinen Sie wirklich?«
»Davon bin ich überzeugt.«
»Na dann…«
So nett die kleine Petra auch war und sich gab, einige Antworten gefielen mir nicht. Wußte sie vielleicht mehr? Das konnte schon sein.
Sehr bald schon standen wir vor der Gruft der Ricardis. Sie war überhaupt nicht zu verfehlen gewesen, da über ihr ein leichter Nebelschleier lag und mit der Gruft verwachsen zu sein schien, so daß sie auch bei hellem Tageslicht ein etwas unheimliches Aussehen bekommen hatte.
Zum Glück befanden wir uns allein in der Umgebung. Es gab keine weiteren Besucher, und ich machte den Anfang, als ich den weichen Grasboden der Grabfläche betrat.
Ein Pferd besitzt eine bestimmte Größe. Wenn es sich irgendwo versteckt gehalten hatte, mußte auch dieses Versteck entsprechende Abmessungen besitzen.
Ich wollte es finden.
Vor dem hochkant gestellten Grabstein der Gruft befand sich eine völlig normale Rasenfläche. Sie schloß mit dem Stein ab, der eine dunkle Farbe zeigte und nicht poliert war. Ich hatte Mühe, die Inschrift zu entziffern.
Gertrude Ricardis!
Mehr stand dort nicht. Kein Geburtsdatum, kein Sterbetag, nur dieser schlichte Name.
Ich las ihn und drehte mich um. »Wir sind hier richtig, Freunde.«
Nur zu Mallmann und Petra hatte ich gesprochen, denn Armin Herkner war verschwunden. Ich sah ihn nicht, aber ich hörte ihn. Er hatte sich in die Büsche geschlagen, um von der Rückseite her an das Grab heranzukommen. Keine schlechte Idee von ihm. Möglicherweise gab es dort einen Einstieg in die Gruft.
Links am Grabstein schaute ich vorbei und sprach ihn an. »Haben Sie etwas gefunden?«
»Ja. Kommen Sie. Das ist ja unwahrscheinlich.«
Mich hielt nichts mehr. Auch Will hatte die Worte gehört und hielt sich an meiner Seite. Gemeinsam bogen wir die Zweige weg, um freie Sicht zu bekommen, und da sahen wir es auch.
Es war die Platte im Boden.
Mit Moos überwuchert, von Zweigen bedeckt, die Herkner allerdings abgeknickt hatte. Auf der Plattenmitte befand sich ein Eisenring. Mit seiner Hilfe konnte man sie hochheben.
Was mich erst recht stutzig werden ließ, waren die dünnen Nebelschleier, die aus den Ritzen zitternd in die Höhe stiegen, geruchlos waren und sich vor unseren Gesichtern verteilten.
»Da ist sie doch herausgekommen«, sagte Herkner. Er erntete von uns

keinen Widerspruch. Ich bückte mich schon, umfaßte den Ring mit einer Hand, zog, gab auf, nahm die andere Hand dazu und schaffte es nicht einmal, die Steinplatte anzuheben.

»Vielleicht zusammen«, meinte Will.

Zum Glück war der Ring breit genug, daß er unsere Hände faßte.

Wir strengten uns an, keuchten, die Platte bewegte sich, verstärkten unsere Bemühungen und schafften es tatsächlich, sie so weit in die Höhe zu ziehen, daß sie über der Öffnung schwebte.

Sofort drückten wir sie zur Seite und schoben sie dann über den feuchten Grasboden.

Jetzt lag die Öffnung vor uns.

Wir keuchten, ruhten uns nicht aus, umstanden das Viereck und schauten hinein.

Geisterhafter Nebel quoll uns entgegen. Er hatte sich zu dicken Wolken zusammengeschlossen, bildete Schlieren, Arme, Gesichter und auch fratzenhafte Gestalten.

Ich war zurückgegangen, weil das Zeug mir den Atem raubte, aber der Nebel wurde dünner und die Sicht etwas klarer, so daß wir auch den Untergrund erkennen und feststellen konnten, daß er gar nicht mal so tief lag. Mit einem Sprung war er zu erreichen.

»Die sehe ich mir an«, sagte ich.

»Okay, ich komme mit.« Herkner wollte mich begleiten. Will Mallmann natürlich auch, dagegen hatte ich etwas.

»Bleib du lieber hier und halte uns unliebsame Überraschungen vom Leibe.«

»Ist gut«, antwortete er unwirsch.

»Sie zuerst?« fragte Herkner.

»Natürlich.« Ich trat noch einen Schritt näher, um am Rand der Öffnung in die Hocke zu gehen. Ein wenig rutschte ich vor, ließ die Beine baumeln und stieß mich ab.

Es war wirklich nicht sehr tief, als wäre ich aus einem normalen Parterre-Fenster gesprungen. Aus der Hocke richtete ich mich sofort wieder auf und schaute hoch.

»Kommen Sie.«

Zwei Sekunden später stand Oberkommissar Herkner neben mir.

Er hatte auch die Taschenlampe mitgebracht, die er sofort einschaltete, wobei der Lichtstrahl nicht viel hergab, weil er von den dünnen Nebelschleiern aufgesaugt wurde.

Ich wunderte mich über die Größe der Gruft. Will Mallmann würde uns kaum sehen können, wenn wir in der Tiefe verschwanden. Deshalb drehte ich mich noch einmal zu ihm um und gab dem Kommissar Bescheid.

»Schon verstanden, John.«

Armin Herkner und ich aber tauchten in das Düster der unheimlichen

Grabstätte…

***

Kommissar Mallmann wartete. Nicht daß er wütend gewesen wäre, er ärgerte sich nur, daß er nicht schnell genug reagiert hatte und sein Kölner Kollege schneller gewesen war.

So mußten er und Petra Schwamborn eben warten.

Will drehte sich um. Er hatte schon eine Frage auf den Lippen, die er aber runterschluckte, denn von Petra sah er nichts. Sie war verschwunden. Dabei hatte sie fast hinter ihm gestanden und hätte ihn mit dem ausgestreckten Arm berühren können.

Sie war verschwunden. Wo lag der Grund? Hatte man dem jungen Mädchen vielleicht doch zuviel zugemutet? Erst der Leichenfund im Turm, dann der Angriff des Geisterschimmels, und nun kam noch die Umgebung dieser düster und unheimlich wirkenden Grabstätte hinzu. Das konnte einfach so leicht nicht verkraftet werden.

Der Kommissar war beunruhigt. Bisher hatte er noch auf dem Grab gestanden, nun verließ er es, trat auf den Weg und schaute dort in die beiden verschiedenen Richtungen.

Von Petra sah er nichts.

Als er ihren Namen rief, bekam er ebenfalls keine Antwort, und das wunderte ihn. Wenn sie noch in der Nähe steckte, mußte sie ihn einfach gehört haben.

»Petra, geben Sie schon Antwort! Machen Sie es nicht so spannend. Das ist hier kein Versteckspiel!«

Es blieb ruhig.

Dafür wurde Will Mallmann ungeduldig. Der Friedhof war ihm nicht geheuer. Besonders der Platz in seiner Nähe wurde von Kräften beherrscht, denen sie bisher noch nichts entgegengestellt hatten.

Hier regierten Mächte, die oft blitzschnell zuschlugen und sich ebenso rasch wieder zurückzogen. Der Kommissar warf noch einen Blick auf das Grab, fand die Fläche leer, sah nur den dünnen Nebel und wandte sich dann nach rechts, um die nähere Umgebung abzusuchen.

Er wollte und mußte Petra finden!

Da sah er die Bewegung. Ob sie durch einen Menschen verursacht worden war, konnte er nicht feststellen. Jedenfalls bewegten sich vor ihm die Zweige mehrerer Büsche, und das mußte seinen Grund haben. Leider wuchsen sie sehr dicht, es gab kaum Lücken, Will mußte schon sehr nahe heran und sie zur Seite biegen.

Das tat er auch, sah etwas – und fuhr zurück.

Er wollte schreien, sein Mund öffnete sich bereits, da bekam er den Treffer an den Kopf.

Wie ein Stein kippte er nach rechts weg. Das Ohr blutete. Dicht

darüber wuchs eine Beule, und er sah nicht mehr das grinsende Gesicht einer Frau und auch nicht das Pferd, das dort aus den Büschen hervorhuschte, wo der Kommissar Sekunden zuvor noch nachgeschaut hatte…

***

»Verdammt, ich habe Herzklopfen«, gab der Oberkommissar zu, als er neben mir herschlich.

Ich lachte leise. »Das kommt vor.«

Wir befanden uns in einer ziemlich großen Gruft. Eigentlich zu groß für das, was in ihr stand.

Es war nur ein Sarg.

Eine dunkle, halb zerfallene Totenkiste, überdeckt mit Moos und nach feuchtem Moder stinkend. Herkner zielte mit dem Lampenstrahl auf den Gegenstand. In seinem Licht glänzten die Spinnennetze wie silberne Streifen. Zudem bewegten sie sich zitternd von einer Seite auf die andere, als wären sie ausgepustet worden.

Erst beim vorsichtigen Näherschleichen erkannten wir, daß der Sarg leer war.

»Keine Leiche«, murmelte der Oberkommissar und schaute mich an. Sein Gesicht war weiß. Im Gegensatz dazu standen die dunklen, unheimlichen Mauern der Gruft, die etwas abstrahlten, was man nicht beschreiben und nur fühlen konnte.

»Die hat Kollege Mallmann ja über der Zoobrücke gesehen«, sagte ich.

»Okay, aber wie konnte sie den Sarg verlassen?«

»Als Zombie schafft man das.«

»Hören Sie auf, Sinclair! Das gehört ins Kino.«

»Nicht nur.«

»Dann erklären Sie mir mal, wie Zombies entstehen können, außer in den Hirnen der Regisseure und Schriftsteller.«

»Durch Voodoo zum Beispiel, ich dachte dabei an einen schrecklichen Fall in New Orleans, der mich auf die Insel Voodoo-Land geführt hatte, auf der ein Mann über eine Armee von Zombies geherrscht hatte.«

Herkner grinste. »Wir sind aber nicht in Mittelamerika.«

»Trotzdem ist vieles herübergekommen, das sollten Sie nicht vergessen. Auch andere Dämonen verlassen sich gern auf lebende Leichen, wobei es dann zahlreiche Variationen gibt.«

»Das ist mir zu hoch.«

»Lassen wir es. In unserem Fall haben wir es zum Glück nur mit einer Person zu tun.«

»Die verdammt gefährlich werden kann, wenn wir sie nicht stellen.«

Da hatte er recht.

Gemeinsam suchten wir die Gruft ab, forschten nach irgendwelchen Hinweisen auf einen Verbleib der schon lange toten Gertrude Ricardis, aber nichts fanden wir.

Nur diesen verdammten Sarg.

»Und woher ist der Nebel gekommen?« fragte der Oberkommissar.

Darüber hatte ich auch schon nachgedacht. »Tut mir leid, ich bin nicht allwissend. Keine Ahnung.«

»Er muß doch aus einer der Wände gekrochen sein oder…«

»Nein, hier!«

Ich hatte es gesehen. Es war eigentlich ein Zufall gewesen, weil Herkner die Lampe geschwenkt hatte und der gerade Strahl auch über den halb zerstörten Sarg geglitten war. Und genau in diesem fahlgelben Streifen waren die Schwaden dichter als zum Beispiel am Ausgang oder an den Seitenwänden.

»Das ist die Quelle!«

Herkner hatte verstanden, beobachtete die feinen Schwaden im Licht, die wie hauchdünne Fetzen an uns vorbei und zum Ausgang trieben.

»Das ist es also«, stöhnte der deutsche Kripomann.

»Was meinen Sie?«

»Ich meine den Nebel. Wir haben es hier nicht mit einer normalen Gestalt zu tun, sondern mit einem Nebelgespenst. Oder liege ich da so falsch?«

»Das glaube ich kaum.«

»Aber wie hat Will Mallmann dann dieses Pferd und die Frau als normale Körper sehen können? Wissen Sie da eine Erklärung?«

»Ja und nein.«

In seinem Gesicht stand die Suche nach einer Erklärung, anders ließ sich der Ausdruck nicht deuten. »Dann sagen Sie es mir bitte.«

»Das ist ganz einfach. Es muß dieser Gertrude Ricardis gelungen sein, sogenannte Zustandswechsel durchzuführen. Sie wissen doch, Herr Herkner. Es gibt den festen, den flüssigen und den gasförmigen Zustand. Der gasförmige ist der, der dem eines Geistes am nächsten kommt. Sie kann also als normaler Zombie und als nebelförmiges, esotherisches Wesen, wie wir es gesehen haben, auftreten.«

»Wissen Sie was, Herr Sinclair?«

»Nein«, lächelte ich.

»Das ist mir alles zu hoch. Ich weiß nicht, als was ich Sie einstufen soll. Irgendwie sind Sie Realist, Spinner und Phantast in einer Person.«

»Da mögen Sie recht haben.«

Armin Herkner nickte entschlossen. »Und jetzt werde ich diese verdammte Gruft verlassen. Ich möchte mir nicht unbedingt nur noch Särge anschauen. Auch habe, ich die Nase von Friedhöfen voll. Wollen Sie noch weitersuchen?«

»Nein.«

»Und einen Plan haben Sie auch nicht?«

»Wie sollte ich.«

Er lachte wieder. »Nur gut, daß auch bei Scotland Yard nur mit Wasser gekocht wird.«

»Stimmt.« Ich ließ den deutschen Kollegen vorgehen, der es ziemlich eilig hatte.

Noch einmal warf ich einen Blick auf den Sarg. Nein, da hatte sich nichts verändert. Er stand als zerstörte oder zerfetzte letzte Ruhestätte auf dem schmutzigen Boden der Gruft. Ein kleines Rätsel, dessen Lösung wir bisher noch nicht gefunden hatten.

Um die Gruft verlassen zu können, mußten wir uns mit einem Klimmzug hochziehen. Armin Herkner machte es mir vor. Anschließend war alles ein Kinderspiel.

Ich hing noch auf halber Höhe, als ich den erschreckten Ruf des Oberkommissars vernahm. Verdammt, da war etwas passiert. Sofort fiel mir Will Mallmann ein, und ich beeilte mich noch mehr.

Kaum konnte ich über den Rand schauen, sah ich die Szene. Auf dem vor der Gruft entlanglaufenden Weg kniete Herkner neben seinem Kollegen aus Wiesbaden.

Will lag auf der Seite. Er rührte sich nicht und sah aus wie tot.

Plötzlich klopfte mein Herz rasend schnell. Ich dachte auch an Petra Schwamborn, denn bisher hatte ich sie nicht gesehen.

Sollte es sie erwischt haben?

Mehr stolpernd als laufend näherte ich mich den beiden Männern und ging neben ihnen in die Knie.

Herkner drehte mir das Gesicht zu. Auf der Stirn lagen Schweißperlen. »Will hat es erwischt.« Als er meinen bestürzten Blick sah, schwächte er rasch ab. »Nein, er ist nicht tot, nur bewußtlos, das kriegen wir wieder hin.«

»Hoffentlich. Und Ihre Assistentin?«

Da erschrak der Mann aus Köln. »Verdammt, sie ist weg.«

»Das sehe ich auch. Suchen Sie das Mädchen.«

»Sofort.« Er kam hoch, machte sich auf die Suche und rief auch ihren Namen, ohne allerdings eine Antwort zu erhalten. Ich kümmerte mich inzwischen um meinen deutschen Freund. Er blutete am Ohr, ich sah auch die Beule und tätschelte seine Wangen, doch Will rührte sich nicht. Es hatte ihn doch härter erwischt, als ich nach dem ersten Hinsehen geglaubt hatte.

Was tun?

Wir konnten hier nicht lange sitzenbleiben. Ich war der festen Überzeugung, daß sich unsere bisher noch unbekannte Gegnerin wieder auf den Ritt gemacht hatte.

Und das konnte böse enden.

Minuten vergingen, Will blieb bewußtlos, und Herkner kam erfolglos

zurück.

»Nichts«, sagte er. »Petra Schwamborn ist verschwunden.«

»Dann hat Gertrude sie geholt.«

»Ja…« Er schüttelte den Kopf und begann mit seinen Selbstvorwürfen. »Verdammt, warum habe ich sie auch allein lassen müssen?«

»Mallmann war bei ihr.«

»Vier Augen sehen aber mehr.«

Das stimmte zwar, dennoch hatte es keinen Sinn, wenn wir hier saßen und anfingen, uns Vorwürfe zu machen. Wir mußten uns den Tatsachen stellen und nächste Schritte unternehmen.

»Ich bekomme ihn nicht wach«, erklärte ich dem Beamten. »Es bleibt uns nichts anderes übrig, als ihn mitzunehmen.«

»Wie denn?«

»Über die Schulter wuchten.«

Er schlug sich gegen die Stirn.

»Klar, ich hatte das nur vergessen, verdammt.«

Oberkommissar Herkner half mir dabei, den bewußtlosen Will Mallmann auf die Füße zu stemmen. Er stand tatsächlich da wie ein schwankendes Rohr im Wind und wäre gefallen, hätten wir ihn nicht von zwei Seiten gestützt. Dann wuchtete ich ihn mir auf die Schulter.

Will brachte zwar kein Übergewicht auf die Waage, er wurde aber auf dem Weg zum Wagen für mich zu einer Last. Trotzdem hielt ich durch und schaffte es auch, ihn in dem Zweitürer auf den schmalen Rücksitz zu legen.

Auf dem Weg zum Parkplatz hatte sich Armin Herkner immer wieder umgeschaut, aber nichts gesehen. Weder etwas von Petra Schwamborn noch von einer dämonischen Verfolgerin.

»Fahren Sie?« fragte ich den Deutschen.

»Natürlich.«

Kaum rollten wir los, als wir beide das Stöhnen vom Rücksitz her vernahmen. Will meldete sich.

Ich drehte mich um. »Na, wieder unter den Lebenden?«

»Kaum. Aber wie komme ich hierher?«

»Du hast dich ja tragen lassen. Warst mal wieder zu faul zum Laufen.«

»Hör auf, Mensch, mein Kopf…«

»Ist noch dran.«

Er stöhnte wieder. »Ja, mit verdammt viel Glück, denn es hätte auch anders kommen können…«

Dann begann er zu berichten, und Will hatte in uns sehr gute Zuhörer…

***

Irgendwie gleichen sich die Dienstzimmer aller Polizisten. Ob ich New York, London, Paris, Tokio oder Köln nehme. Sie alle sind karg eingerichtet.

Will Mallmann war von einem Arzt behandelt worden. Er hatte Tabletten geschluckt und ein dickes Pflaster bekommen sowie einen hellen Verband. Fast sah er aus wie ein Scheich.

Herkner, Mallmann und ich berieten uns. Viel war nicht dabei herausgekommen. Wir wußten nicht, wo wir anpacken sollten.

»Wir wissen also nur, daß Petra Schwamborn verschwunden ist«, faßte ich zusammen, »und sich diese Gertrude Ricardis zusammen mit ihrem zweiten Pferd auf freiem Fuß befindet. Ist das richtig?«

Beide stimmten mir zu.

Ich fuhr fort. »Sie wird irgendwann einmal in Erscheinung treten müssen, um ihre Pläne zu realisieren.«

»Aber was sind das für welche?« fragte Herkner und hatte damit den springenden Punkt getroffen.

Das wußte ich auch nicht.

Wir schwiegen uns an, nahmen hin und wieder ein Schluck Kaffee, bis Will, der gegen eines der beiden Bürofenster schaute, eine Idee hatte. »Die Ricardis gibt es noch in Köln. Vielleicht ist sie die Zielscheibe ihrer Ahnherrin…«

Mallmann hatte die beiden Sätze nur locker dahingesprochen, aber wir horchten auf.

»Das kann sein«, flüsterte ich.

Herkner nickte auch.

»Sie kennen die Familie?« fragte ich.

»Ja, hier in Köln ist sie bekannt. Das sind Kaufleute, sie haben Geschäfte.«

»Dann rufen Sie an!«

Herkner zögerte noch. »Meinen Sie wirklich?«

Jetzt drängte Will. »Ja, Armin, es ist unsere einzige Chance. Tu, was mein Freund gesagt hat.«

»Okay.« Er suchte die Nummer heraus. Leider war die telefonische Verbindung zum Privathaus nicht angegeben worden, und so dauerte es etwas, bis man ihm in der Firma die Auskunft erteilte.

Und das auch erst nach einem Rückruf.

Ziemlich sauer wählte der Beamte noch einmal. Er schaltete die Anlage ein, so daß wir über einen Lautsprecher mithören konnten.

»Hier bei Ricardis!«

Die Stimme hörte sich so verschnupft an, als hätte ein Butler gesprochen. Der Oberkommissar stellte sich vor und hörte eine nicht gerade begeistert klingende Antwort. »Was kann ich für Sie tun, mein Herr?«

»Mich mit Herrn Ricardis verbinden.«

»Sofort?«
»Ja.«
»Das tut mir aber leid«, erklärte der Diener. »Die gesamte Familie befindet sich außer Haus.«
»Tatsächlich?«
»Ja.«
»Und wo kann ich sie finden?«
Der Diener gab sich verschlossen. »Ich weiß nicht, ob die Herrschaften gestört werden wollen…«
»Hören Sie zu«, Herkner reagierte sauer. »Ich bewundere Ihren Eifer, rufe aber nicht zum Spaß bei Ihnen an. Das ist kein Spiel, sondern unter Umständen eine Sache auf Leben und Tod. Wo, zum Henker, finde ich die Familie Ricardis?«
Der Butler war geschockt. Er schnaufte zweimal, bevor er sich zu einer Antwort herabließ. »Man feiert Ferdy Ricardis’ 50. Geburtstag. Und zwar in der Altstadt. Dort hat man ein Lokal gemietet, das den…«
Er nannte auch den Namen, den Herkner rasch mitschrieb, bevor er auflegte, ohne sich bedankt zu haben.
Dafür schaute er uns an. »In der Altstadt«, hauchte er. »Verdammt, ausgerechnet. Wißt ihr, was da heute abend los ist?«
»Der Bär vermutlich«, erwiderte ich.
»Nein, noch schlimmer. Tausend Bären. Wir können uns auf etwas gefaßt machen…«

***

Der Rhein stank zum Himmel!
Das tat er immer bei schwülem Wetter, wie man mir erklärte.
Die Altstadt lag direkt am Rhein und war überlaufen. Wir stürzten uns also in den Trubel.
Ich war noch nicht ganz in Form. Die Eindrücke an diesem Tag hatten mich geschafft. Der Flug, der unheimliche Turm, der Gehängte, die Gruft und jetzt Hektik, Leben, die Sucht nach Vergnügen, die alle Altstadtgänger umfing. Mir hätte es vielleicht Spaß gemacht, aber ich mußte immer daran denken, daß wir dienstlich unterwegs waren und nicht wie die anderen zum Vergnügen.
Und die hatten Spaß, die jungen Leute, die sich lässig und locker gaben. Ebenso wie das Mittelalter, nur waren diese Typen teurer angezogen. Viel italienische Mode war vertreten, und die Farbe Weiß, der Sommerrenner, stach überall hervor.
Wir kamen vom Dom. Um zu unserem Ziel zu gelangen, mußten wir quer durch die Altstadt.
»Die Stadt könnte mir gefallen«, sagte ich und lächelte.
»Wenn es hier keine Dämonen gäbe«, schränkte Will ein.
»Die sind doch überall vorhanden.«

»Leider.«

Der Kommissar fühlte sich wieder besser. Die Tabletten hatten geholfen, und die Wunde am Ohr war desinfiziert und gereinigt worden.

Lokal reihte sich an Lokal.

Fast alle Tische waren schon besetzt. Man hockte in Cliquen zusammen, trank Kölsch, hörte der Musik zu und genoß die laue Nacht.

Die Mädchen waren besonders aufgelockert. Ich entdeckte so manch heißes Höschen und Fahrgestell. Was da so hin und wieder in knappen Boxer-Shorts steckte, war schon eine Sünde wert. Auch die Mädchen schienen nicht immer abgeneigt zu sein.

Dann dachte ich wieder an Petra Schwamborn, die verschwunden war und sich wahrscheinlich in den Klauen einer furchtbaren Gestalt befand. Sofort sank meine Laune um einige Grade, und ich sah das Treiben mit anderen Augen an.

Nein, es war wirklich nicht gut, wenn ich mich zu sehr ablenken ließ. Hin und wieder mußten wir stehenbleiben, weil die engen Gassen verstopft waren. Da riskierte ich einen Blick zum Himmel, blauschwarz lag er über der Stadt am Rhein.

Immer wieder entdeckte ich an den Hauswänden installierte Scheinwerfer, die ihre hellen Lanzen in die Reihen der Menschen warfen und ihre Gesichter aus dem Düstern rissen.

Zahlreiche Gerüche durchzogen die Gassen. Gyros war der große Renner. Ich schmeckte den Knoblauch auf der Zunge. Vampire hätten sich hier nicht halten können.

»Wie weit müssen wir noch laufen?« fragte ich Armin Herkner, als wir wieder einmal vor einer Treppe standen. Auf halber Höhe hatte es sich eine Gruppe junger Leute bequem gemacht. Zwei Weinflaschen kreisten von einer Hand zur anderen. Der Wind hob den Rock hoch, aber die Blondine lachte nur.

»Einige Minuten.«

»Einen Platz werden wir wohl nicht mehr finden«, meinte Will.

»Ich möchte mich auch nicht zu lange dort aufhalten. Wir müssen sie warnen und…«

»Was und?« fragte ich.

Herkner strich durch sein dunkles Haar. »Dann hoffe ich doch sehr, daß die Familie vernünftig ist und unsere Ratschläge befolgt. Mensch, die Leute müssen die Feier abbrechen.«

»Vorausgesetzt, man glaubt uns«, schränkte ich ein.

»Das ist das Problem«, stöhnte der Oberkommissar. Er übernahm wieder die Führung.

Will und ich blieben zwei Schritte zurück. Wir redeten über den Niederschlag, und ich hatte bestimmte Fragen, die auf Petra

Schwamborn hinzielten.

»Traust du ihr nicht?« fragte Mallmann.

»Doch, vielleicht. Sie hat mir nur auf meine Fragen hin und wieder seltsame Antworten gegeben.«

»Sie ist noch jung. Knapp über Zwanzig…«

Ich schüttelte den Kopf. »So meine ich das nicht. Die Antworten konnte man so auslegen, daß sie vielleicht mehr wußte, als sie zugeben wollte.«

»Wir werden sie fragen, wenn wir sie gesund erwischen.«

»Genau das ist das Problem.«

Oberkommissar Herkner war schneller gegangen und vor der Spitzbogentür eines alten Hauses, dessen Fassade ein tiefes Grau zeigte, stehengeblieben. Wenn ich an ihr hochschaute, kamen mir auch die Fenster nicht eben sauber vor, obwohl sich das Licht einer bunten Reklame auf dem Glas spiegelte.

»Hier ist es?« fragte ich skeptisch.

»Ja.« Herkner grinste. »Eine Art Geheimtip. Außen pfui – innen hui. Wahrscheinlich werden die Leute draußen sitzen. Es gibt da nämlich einen kleinen Hof mit Tischen und Bänken, umrahmt von Hausfassaden, wobei die Wohnungen der Mieter nach vorn hin liegen, so daß kaum jemand in den Hof hineinschauen kann.«

Nach diesen Worten öffnete er die Tür, und wir hörten das Anschlagen einer Glocke. Ich hatte das Gefühl, in den Vorraum eines Hotels aus der Jahrhundertwende zu treten, so gediegen war die Einrichtung. Viel Plüsch und Messing. Entsprechend dick waren auch die Teppiche, über die sich der Schein gelber Lampen ergoß.

Aus dem Hintergrund löste sich ein Mann im Frack. Die Haare hatte er um seine Halbglatze herumgekämmt. Mit höflicher Stimme erklärte er uns, daß sich in seinem Hause eine geschlossene Gesellschaft befände. Als er auf den Ausweis schaute, den Herkner ihm unter die Nase hielt, veränderte sich sein Tonfall.

»Polizei?« echote er.

»So ist es.«

Der Mann räusperte sich. »Und was wollen Sie hier?«

»Wir möchten Herrn Ricardis zum Geburtstag gratulieren, und es soll eine Überraschung werden.«

Plötzlich erschienen Schweißperlen auf der Halbglatze des Mannes. Er tupfte sie weg und sagte: »Ja, also, wenn Sie…«

»Danke, wir finden den Weg allein.«

Hinter dem Oberkommissar schritten wir her, öffneten eine Tür, erreichten einen Gang und hörten schon jetzt das Gelächter, das im Hof aufklang und uns durch eine offenstehende Tür entgegenschallte. Dazwischen knallte der Korken einer Champagnerflasche, und jemand rief laut: »Prost!«

Wir blieben an der Tür für einen Moment stehen, um uns den ersten Überblick zu verschaffen.

Die Gesellschaft saß um einen großen runden Tisch, der mit Speisen und Gläsern beladen war. Neben dem Tisch warteten zwei Ober, denn dort war noch ein kleines kaltes Büfett aufgebaut worden. Auf einem Gaskocher standen zwei Kupfertöpfe.

Bunte Girlanden bewegten sich im Wind. Farbige Glühbirnen gaben den richtigen Partyzauber, und das bunte Licht zuckte auch über die begrenzenden Hauswände des Innenhofs.

Erst nach einiger Zeit fielen wir auf. Ein dunkelhaariger Mann stand auf. Er schwankte bereits und hielt sich an der Stuhllehne fest, als er uns mit der anderen Hand zuwinkte. »Hallo, habe ich Familienzuwachs bekommen?«

Die anderen lachten und wurden auf uns aufmerksam.

Wir schlenderten näher, so daß ich Zeit und Muße hatte, mir das Völkchen anzusehen.

Da waren die Frauen perfekt geschminkt und gekleidet wie in einem Modejournal. Schmuck glänzte und klimperte. Altersmäßig ging es quer durch den Garten, auch was die Frisuren betraf. Vom Punker-Haarschnitt bis hin zur Löwenmähne einer schwarzhaarigen, gut gewachsenen Schönheit im hellweißen Kleid war alles vertreten.

Die Männer kamen mir eingebildet vor. Die meisten von ihnen, auch in Weiß gekleidet, gaben sich dandyhaft.

»Herr Ferdy Ricardis?« fragte der Oberkommissar.

Der Aufgestandene hob seinen schmalen Champagnerkelch. »Das bin ich.«

»Kann ich Sie einen Augenblick sprechen?«

Er lachte blitzend. »Und mit wem habe ich das Vergnügen?«

»Ich bin Oberkommissar Herkner.«

Ferdy Ricardis Lächeln erstarb, und seine Augen wurden schmal.

»Was wollen Sie von mir?«

»Nur mit Ihnen reden, Herr Ricardis.«

Der Mann überlegte. Sein Glas ließ er los. Das Hemd hatte er weit aufgeknöpft. Kräuselndes dunkles Haar wuchs auf seiner Brust fast so dicht wie ein Pelz.

»Wirf doch die Bullen raus, Onkel!« Den Satz sagte ein typischer Dandy-Schnösel, der sich auf sein oder das Vermögen seiner Verwandten wer weiß etwas einbildete. Er sprach – so hatte ich später erfahren –, einen breiten Kölner Dialekt, und sein blondes Haar hatte er zu einer Hochfrisur gekämmt.

Eine Frau wies ihn scharf zurecht.

Der Schnösel grinste dümmlich und hielt zum Glück den Mund.

Ferdy Ricardis hatte sich entschlossen. Nickend teilte er uns dies mit. »Also gut, meine Herren, was wollen Sie von mir?«

»Nicht hier«, meinte der Oberkommissar. »Können wir hineingehen?«

»Nein.«

»Wenn Sie nicht wollen, bitte.« Es gab noch einen kleinen freien Tisch in der Nähe. Dort hatten wir alle Platz und stellten uns zunächst vor. Der Mann wunderte sich darüber, auch Besuch von einem Yard-Beamten bekommen zu haben und fragte, ob der Fall wirklich so gravierend wäre.

Die anderen Mitglieder der Sippe spitzten die Ohren, wir aber sprachen sehr leise. Und als Herkner davon redete, daß die Existenz der Familie Ricardis auf dem Spiel stünde, begann der Mann zu lachen.

»Das darf doch nicht wahr sein.«

»Doch.«

Man servierte Champagner. »Wollen Sie auch ein Glas?«

Wir verzichteten.

Ricardis trank in kleinen Schlucken und hörte sich an, was Oberkommissar Herkner ihm zu berichten hatte. Entspannt hockte der Kölner Industrielle in einem Korbstuhl. Er amüsierte sich, dokumentierte das auch durch das Lächeln auf seinem Gesicht, was jedoch zerbrach, als Herkner zum Kern der Sache vorstieß.

»Sie sind verrückt!«

Der Oberkommissar überhörte die Beleidigung. »Nein, Herr Ricardis. Ich bin nicht verrückt. Wir haben es hier leider mit Tatsachen zu tun, die meine beiden Kollegen bezeugen können.«

Er schaute uns an. »Stimmt das?«

»Ja.« Will antwortete für mich mit.

Wir hatten ja eigentlich gedacht, daß er vernünftig sein und zumindest Fragen nach Einzelheiten stellen würde, das trat nicht ein.

Statt dessen sprang er so heftig auf, daß der teure Champagner über den Glasrand schwappte und seine Hand näßte.

»He, Leute, hört mal her! Los, ihr lieben Verwandten, ich habe euch etwas zu sagen!«

Plötzlich brachen die Gespräche, die wieder aufgeflackert waren ab. »Will man dich endlich einlochen, du alter Gauner?« rief jemand.

»Nein, aber wir bekommen Besuch.«

Will, Herkner und ich schüttelten die Köpfe. »Der macht genau das Falsche«, sagte der Kommissar. »Verdammt, wie kann man als erwachsener Mensch so dumm sein.«

Das fragte ich mich allerdings auch und schaute weiter zu. Ferdy Ricardis redete nicht nur mit dem Mund, auch mit Armen und Händen. So hatte er es geschafft, das Glas zu leeren. Vor seinen Füßen bildete das teure Naß eine Pfütze.

»Noch einmal, ihr lieben Anwesenden. Wir bekommen tatsächlich Besuch. Das ist doch was.«

»Wer kommt denn?«

»Eine Verblichene aus dem Jenseits.« Ricardis deutete gegen den Himmel. »Könnt ihr euch das vorstellen, Freunde? Da erscheint eine Ahnherrin von uns. Die gute Gertrude, die damals ihren Mann und dessen Geliebte umgebracht hat. Sie hat den Turm verlassen, weil es ihr dort zu langweilig wurde. Jetzt will sie uns etwas vormachen. Wie steht ihr dazu? Was haltet ihr von Geistern?«

Zuerst bekam er keine Reaktion. Nur der Dandy kicherte leise. Bis eine junge Frau schließlich fragte: »Ist das nicht meine Ur-Ur-und-so-weiter-Tante?«

»Genau, Gisela.«

»Die muß ja dann stark aussehen.«

»Noch stärker. Sie reitet sogar auf einem Schimmel. Toll, nicht?«

Ricardis lachte und imitierte die Bewegungen eines Reiters, so daß die anderen in sein Gelächter mit einfielen.

Ich hatte das Gefühl, daß diese Reaktion auch uns galt. Wir sollten ebenfalls ausgelacht werden und konnten auch nichts dagegen unternehmen. Die Mitglieder dieser Familie waren angetrunken.

Deshalb konnte man ihre Reaktion sogar verstehen. Keiner schätzte die Gefahr so ein, wie es notwendig war.

»Und die Bullen glauben daran?« rief der Dandy wieder.

»Ja.«

»Dann sollen sie uns die liebe Gertrude doch zeigen.«

»Das ist eine Idee.« Ferdy Ricardis drehte sich zu uns um. »Ihr habt den Vorschlag ja gehört. Wollt ihr uns den Gefallen nicht tun? Los, zeigt uns die Tante mal.«

»Sie wird noch kommen«, erklärte ich.

»Wo denn?«

»Vielleicht sogar in den nächsten Minuten.«

Ricardis runzelte die Stirn und grinste schief. Zu den anderen gewandt erklärte er: »Das ist übrigens ein Typ aus England. Ein richtiger Scotland-Yard-Mann.«

»Wie James Bond?«

»Quatsch, der ist doch…«

Die Antwort war nicht mehr klar zu verstehen, denn plötzlich änderte sich alles. Es war die mit Gisela angeredete Frau, die plötzlich aufsprang, in die Höhe wies, anfing zu lachen und gleichzeitig etwas sagen wollte. »Da, da oben!« rief sie. »Schaut doch. Da ist etwas!«

Alle hoben die Köpfe.

Auch wir.

Wir hatten gewußt, daß es so kommen würde und sahen uns nun bestätigt. In der Luft geradewegs über dem Viereck des Hinterhofes schwebte ein weißes Pferd.

Auf seinem Rücken saß eine Gestalt.

Zum erstenmal sah auch ich die Frau, die mit Namen Gertrude Ricardis hieß…

***

Wegen ihr war ich überhaupt nach Köln gekommen, und ich mußte ehrlich zugeben, daß ich von ihrem Aussehen überrascht war. Ich hatte erwartet, sie in einem prächtigen Kleid zu sehen, das war nicht der Fall. Statt dessen trug sie einen regelrechten Fetzen, den man durchaus als Totenhemd bezeichnen konnte. Der Fetzen und ihr Haar flatterten im Wind.

Ein Bild wie aus dem Märchen, kaum glaubhaft, trotzdem eine Tatsache und so verdammt gefährlich.

Ich hatte meine Beretta gezogen, sie aber noch so gehalten, daß die Gäste die Waffe nicht sahen und möglicherweise in einen Anfall von Panik gerieten.

Jeder sah sie, jeder starrte sie an, und keiner sprach ein Wort, denn die Familie war durch das Auftauchen dieser unheimlichen Gestalt geschockt worden.

»Das kann doch nicht wahr sein«, flüsterte plötzlich eine ältere Frau. »Soll das Gertrude sein?«

»Quatsch«, sagte ein anderer. »Die haben sich einen Scherz erlaubt und ein Hologramm an den Himmel gezaubert.«

»Was ist das schon wieder?«

»Weiß ich auch nicht.«

Ob Scherz oder nicht, das konnten nur wir beurteilen oder Will Mallmann, der diese Gestalt schon in Aktion erlebt hatte. Herkner flüsterte mir zu: »Wir müssen die Leute hier wegschaffen. Noch ist Zeit.«

»Dafür bin ich auch«, sagte Will.

Plötzlich wurden wir angesprochen. Ferdy Ricardis drehte sich um. Seine Stimme klang scharf. »Gut, die Überraschung ist Ihnen gelungen. Sie haben uns unsere Ahnherrin gezeigt. Jetzt will ich ungestört weiterfeiern.« Er zeigte ein Haifischgrinsen. »Ein toller Scherz.«

Bevor irgend jemand etwas erwidern konnte, hatte ich das Wort ergriffen. »Es ist kein Scherz, verdammt!«

»Was dann?«

Ich brauchte keine Erklärung mehr abzugeben, denn Gertrude Ricardis bewies uns, weshalb sie überhaupt gekommen war. Das schrille Wiehern fiel wie eine trompetenstoßartige Warnung auf uns nieder. Es war gewissermaßen das Startzeichen, denn die Gestalt auf dem Pferd wurde plötzlich schnell. Fast senkrecht jagte sie in den Innenhof hinein, um sich ein Opfer auszusuchen. Dabei hörten wir kreischend ausgestoßene Worte. »Ihr kommt alle an die Reihe, alle…«

»Mein Gott!« schrie Herkner dagegen, denn die Gestalt hatte mit

einer Stimme gesprochen, die wir kannten.
Sie gehörte Petra Schwamborn!

***

Leider blieb uns keine Zeit mehr, darüber nachzudenken, da sich die Ereignisse überschlugen. Gertrude Ricardis bewies, daß sie nicht ohne Grund erschienen war, und sie bewegte sich schneller als ich.

Deshalb kam ich nicht zum Schuß. Zudem wurde ich von den Mitgliedern der Familie behindert, die irgendwie begriffen hatten, daß sie in einer Gefahr schwebten und aufgesprungen waren.

Natürlich standen sie nicht am gleichen Fleck. Sie bewegten sich, sie wollten wegrennen, sie stießen sich an, Stühle kippten um, und auch ich wurde angerempelt.

Ein erschrecktes Augenpaar schaute mich an und sah auch die Waffe, die ich auf die Erscheinung anlegen wollte.

»Der hat eine Pistole!«

Wie der Klang einer Sirene kreischte die Stimme. Und das hörte sich schon nach Panik an. Die Frau hängte sich plötzlich an meinen rechten Arm, so daß ich ihn nicht in die Höhe bekam und folglich auch nicht schießen konnte.

Gertrude Ricardis fand beste Verhältnisse vor. Wieso sie mit Petra Schwamborns Stimme gesprochen hatte, darüber konnten wir uns nicht den Kopf zerbrechen, denn das Chaos war perfekt.

Sie fiel nach unten.

Genau auf dem runden Tisch landete sie. Die Hufe des Pferdes schleuderten die Speisen und Getränke von der Platte, der Kopf des Tieres drehte sich, und ein gefährlich klingendes Wiehern übertönte sogar noch die Schreie der Menschen.

Mir war es endlich gelungen, mich von der Frau zu lösen und sie zurückzustoßen. Sie fiel zwischen andere, wurde von ihnen aufgefangen und mitgeschleift.

Dann hörte ich einen fürchterlichen Schrei. Ausgerechnet den Dandy hatte es erwischt. Er taumelte zurück und drehte den Kopf.

Sein Gesicht war von einem Tritt getroffen worden. Der Huf hatte die Nase zerschmettert. Unter den Händen hielt er einen blutigen Klumpen verborgen.

Ich sah dies alles am Rande, weil ich unbedingt in die Nähe der Reiterin gelangen wollte, die ihre Aktionen sogar noch kommentierte.
»Ich bin Gertrude Ricardis. Ich werde mir alle holen, die mit mir verwandt sind. Einen nach dem anderen. Ich bin es dem Satan schuldig. Alle Ricardis sollen ihm geopfert werden…«

Und abermals hatte sie mit Petras Stimme gesprochen. Gern hätte ich mich näher mit ihr über dieses Phänomen unterhalten, doch sie ließ mir nicht die Zeit dazu. Gertrude Ricardis war gekommen, um sich zu

rächen. Das führte sie auch durch.

Blitzschnell packte sie zu.

Ich hatte das Gefühl, als wäre sie eine Schlange, die auf ihr Opfer gewartet hatte, denn der zielsichere Griff galt dem Geburtstagskind, das sich hatte verdrücken wollen und dabei in die Nähe des Oberkommissars geraten war. Herkner hatte auch noch zugreifen wollen, aber seine Hände rutschten an dem schweißnassen und angstverzerrtem Gesicht des Mannes ab, genau in dem Augenblick, als Ferdy von einer kalten, harten Totenpranke zurückgerissen wurde.

Sein Schrei war schlimm. Er endete in einem gurgelnd klingenden Röcheln, als man ihn hochriß und sich der Arm um seine Kehle preßte. Aus dem Griff kam er nicht frei.

Ich dachte an den Gehängten im Turm, der ebenfalls auf eine schreckliche Art und Weise ums Leben gekommen war. Es sah so aus, als sollte Ferdy das gleiche Schicksal widerfahren.

Er jagte in die Höhe!

Zusammen mit der auf dem Schimmel sitzenden lebenden Leiche stiegen sie in den nachtdunklen Himmel, wobei das Pferd dieses harte Wiehern ausstieß, das auch mir eine Gänsehaut auf den Rücken zauberte.

Da sich Pferd, Reiterin und Opfer sehr schnell bewegten und ich nicht unbedingt den Mann treffen wollte, war es für mich unmöglich, abzudrücken. Zudem vergrößerte sich die Distanz zwischen uns in rasender Geschwindigkeit.

Zurück blieb bei mir das bittere Gefühl der Niederlage und bei den übrigen Gästen die Peitsche der Angst. Trotz ihrer Panik waren sie nicht verschwunden. Sie standen im Innenhof, hatten sich mit den Rücken gegen die Hauswände gepreßt oder hockten, wie zwei von ihnen, unter dem großen Tisch, wo sie nach oben peilten und zusahen, was dort geschah.

Die lebende Leiche hatte sich ihr erstes Opfer geholt, und es sah nicht so aus, als wollte sie es wieder aus den Klauen lassen. Im Gegenteil, es begann ein grausames Spiel, dem wir untätig zuschauen mußten.

Die Häuser in dieser Umgebung wäre nicht sehr breit. Dafür hoch, und sie besaßen Dächer. Manche schräg, andere wieder flach, so daß die Häuser nie gleichförmig oder gleichmäßig aussahen.

Auf einem Flachdach war die Frau gelandet. Ihr Schimmel stand so dicht am Rand, daß er nur mehr einen Schritt zur Seite zu gehen brauchte, um wieder in die Tiefe zu stürzen.

Das hatte er nicht vor.

Wie ein Denkmal wartete er dort, und die lebende Tote wußte genau, was sie zu tun hatte.

Sie stieg vom Pferderücken. Ferdy aber nahm sie mit. Es war eine ziemlich helle Nacht. Das Bild hob sich konturenscharf vor unseren

Augen ab, und wir sahen, wie sie den Mann aus dem Sattel riß, zu Boden drückte, wo er knien blieb.

Sein Schreien war schlimm.

Was ihm die Unheimliche aus dem Schandturm mitgeteilt hatte, wußten wir nicht. Jedenfalls mußte es für ihn furchtbar gewesen sein, und ich konnte mir vorstellen, daß es sich dabei um ein Todesurteil handelte.

Stellte sich nur die Frage, wie sie es ausführen wollte. Das bekamen wir in den folgenden Sekunden mit, denn sie bückte sich und riß den Mann in die Höhe. Dabei bewies sie ihre Kräfte, denn es gelang ihr mühelos, den Körper über den Kopf zu heben und uns zu zeigen. So demonstrierte sie ihre Macht.

»Der erste…!«

Es war eine sich überschlagende Stimme, die in das Karree des Hinterhofs hallte. Jeder von uns nahm das furchtbare Bild auf. Sie stand da wie die große Siegerin, der die Menschen ein Denkmal gesetzt hatten. Ein Windstoß erreichte nicht nur uns, auch die lebende Leiche am Dachrand. Er spielte mit dem Totenhemd der Frau, machte es zu einer flatternden Fahne und schleuderte auch die grauen, strähnigen, wie künstlich aussehenden Haare in die Höhe.

Dann beugte sie sich vor.

Mit ihr Ferdy Ricardis, der zappelnd versuchte, sich aus dem mörderischen Griff zu befreien.

Wieder brandete ein Schrei durch den Hinterhof. Diesmal schrien die Zuschauer, und ihre Stimmen hallten gegen die kahlen Wände, wo sie als schaurige Echos zurückgeworfen wurden.

Es war der Ausdruck nackten Entsetzens, denn die lebende Leiche auf dem Dachrand drückte ihren Körper so weit vor, daß er über dem Rand schwebte, Ferdy Ricardis natürlich mit.

Für die Dauer einer schrecklich langen Sekunde sah es so aus, als wären beide in dieser schrägen Haltung erstarrt, nur der Schimmel stand wie eine Wand.

Dann fiel der Mann.

Es war grauenvoll.

Sein Fall in die Tiefe wurde vom grauenvollen Lachen der Frau begleitet, die sich über ihr erstes Opfer wie wahnsinnig freute. Sie hatte es geschafft und den Reigen endlich eröffnen können, so daß der Körper mit flatternden Armen und Beinen in die Tiefe fiel.

Er würde genau in der Mitte des Hofes landen.

Obwohl alles sehr schnell ging, hatte ich das Gefühl, in einen langsameren Zeitablauf geraten zu sein. Und auf einmal kam ich mir vor wie auf einer Insel stehend, die in einem Meer des Schweigens lag. Niemand war da, der etwas sagte oder kommentierte. Kein Schrei brandete mehr gegen den Himmel, die Menschen waren verstummt,

denn die heiße Angst hatte ihre Kehlen zugeschnürt. Sie verfolgten den Fall und hörten den Aufprall.

Ein fürchterliches Geräusch hallte durch den Hof. Viel schlimmer als der folgende Schrei aus zahlreichen Kehlen, der die Panik ausdrückte, die die Zuschauer schlagartig überkommen hatte.

Ferdy Ricardis war auf den großen Tisch geklatscht, dann auf den Boden, wo er mit ausgebreiteten Armen und Beinen liegenblieb. Ein feiner Blutstreifen sickerte aus seinem Mund.

»Ferdyyy…!«

Es war ein schlimmer Ruf, der alles andere übertönte, auch das Wiehern des Schimmels, das er so hart und laut in die Tiefe des Hofes stieß.

Ich aber hörte es, schaute auf und sah, daß Gertrude Ricardis anritt, um sich das zweite Opfer zu holen.

Von der Seite her lief Will Mallmann auf mich zu. Er wollte mir etwas sagen und lenkte mich damit ab, so daß ich nicht zum Schuß kam und ihn erst abwimmeln mußte.

Da war es bereits zu spät.

Wie eine Furie ritt Gertrude Ricardis in den Hof hinein, um sich das nächste Opfer zu holen.

Die Menschen wollten endlich weg. Sie behinderten sich gegenseitig an der Flucht, so kam es zu einer regelrechten Verstopfung an der Tür, und die »Leiche« hatte leichtes Spiel.

Ein Schuß krachte.

Die Kugel hieb in den Rücken der Reiterin. Eigentlich hätte sie jetzt fallen müssen, das aber geschah nicht, denn sie hielt sich noch auf dem Pferd. Zudem hatte der Oberkommissar mit einer normalen Kugel geschossen. Sie tat einem Wesen wie diesem überhaupt nichts.

Die Menschen konnte sie sich aussuchen. Nur hatte ich dagegen etwas einzuwenden und mich schon so zurückgezogen, daß sie mich nicht direkt anschauen konnte.

Ich wartete auf eine günstige Gelegenheit.

Und die kam.

Als mir der Schimmel seine linke Seite zudrehte, war ich nicht mehr zu halten. Nur drei Sprünge brauchte ich, um ihn zu erreichen.

Ich vernahm auf meinem Weg noch das Schreien meines deutschen Freundes, der mich zurückhalten wollte, das schaffte er nicht. Plötzlich jagte ich in die Höhe, und mir gelang es tatsächlich, mich auf den Rücken des Schimmels zu schwingen.

Es war verrückt, wirklich. Beim letzten Fall hatte ich als Turnierreiter antreten müssen, hier saß ich wieder auf einem Pferderücken, und ich klammerte mich von hinten mit einem Arm an der lebenden Leiche fest, während ich den anderen, den rechten, gedreht hatte und die Mündung der Beretta in den Nacken der Gertrude Ricardis drückte.

»Eine Silberkugel tötet dich!« schrie ich.

Sie lachte nur. »Wenn du diese Waffe nimmst, kannst du mich töten, aber gleichzeitig auch einen Menschen. Denke mal daran, mit welch einer Stimme ich spreche…«

Mehr brauchte sie nicht hinzuzufügen, ich wußte Bescheid und unternahm auch nichts, als wir plötzlich in den nächtlichen Himmel jagten…

***

Köln lag unter mir!

Eine gewaltige Stadt, ein Häusermeer, geteilt durch einen breiten dunklen Strom, über dessen wogende Wellen Lichtreflexe huschten, so daß er mir vorkam, als wäre er ein breiter, sich bewegender Spiegel.

Ein herrliches Bild bot sich meinen Augen, aber ich genoß es nicht, denn noch immer hockte vor mir eine lebende Leiche, an der ich mich festhielt.

Wir waren nach rechts abgeschwenkt und flogen in Richtung Dom.

Also befanden wir uns über der Altstadt und »ritten« parallel zum Vater Rhein.

Über dem Wasser und auch in dieser Höhe wirbelte der Wind. Er wechselte ständig seine Seiten, kam einmal von vorn, wehte mir auch in den Rücken oder brauste von links und rechts heran.

»Geh runter!« schrie ich Gertrude ins Ohr.

»Nein!«

»Wo willst du hin? Zum Dom?«

»Ja.«

»Und was willst du dort?«

Sie lachte gegen den Wind, bevor sie die Antwort gab. »Der Teufel steht auf meiner Seite. Er hat mich nicht umsonst so lange leben lassen, damit ich jetzt seine Aufträge ausführen kann. Endlich darf ich mich bei ihm bedanken.«

»Wie sieht das aus?«

»Ich werde den Dom zerstören!«

Zuerst wollte ich lachen, doch ich bekam keinen Ton hervor.

Dann kam die Angst. Den Dom zu zerstören, war eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit. Das hatten selbst zahlreiche Kriege nicht geschafft.

Aber der Teufel war mächtig, und er würde sich schon etwas ausgedacht haben, das konnte ich mir gut vorstellen. Zudem hatte Gertrude es geschafft, Petra Schwamborn, wie auch immer, in ihre Gewalt zu bekommen. War sie so gegen die Kräfte des Guten gefeit?

Ich wußte nicht, was ich unternehmen sollte. Deshalb beschloß ich, zunächst einmal abzuwarten.

Noch jagten wir über den Dächern der Stadt hinweg. Aber wir hatten an Höhe verloren. Manchmal kam es mir vor, als würden die

blitzenden Fernsehantennen es schaffen, das Pferd unter dem Bauch aufzuspießen.

Zudem mußten wir gesehen werden.

Ich blickte in Straßenschluchten.

Der Dom erschien!

Wuchtig, an manchen Stellen, die nicht angestrahlt wurden, das waren die meisten, schimmerte er in einem schmutzigen Grau. Da war er beinahe blaß.

Die anderen aber, vom Licht der Scheinwerfer getroffen, strahlten in einem fahlen Glanz, und die lebende Leiche dachte noch immer nicht daran, die Richtung zu ändern.

Wir jagten auf die weltbekannte Kirche zu!

Sie wuchs vor uns auf, wurde höher und höher. Ein gewaltiges Bauwerk mit mächtigen Mauern, die für eine Ewigkeit gebaut waren. An ihnen prallte alles ab – auch wir?

Ich bekam Herzklopfen, als auch nach einigen Sekunden die lebende Leiche noch immer keine Anstalten traf, die Richtung zu ändern. Wollte sie voll gegen die Mauern jagen?

Nein, im letzten Augenblick stoppte sie ihren Ritt, und wir wischten schräg in die Tiefe, so daß wir der Domplatte entgegenjagten, die zum Bahnhof hin lag und wie leergefegt wirkte, denn die Menschen hielten sich in dieser Nacht woanders auf.

Dennoch wurden wir beobachtet. Es waren Jugendliche, die uns zuschauten, als wir praktisch aus dem Himmel fielen und nicht weit vor dem Haupteingang des Doms landeten.

Kaum hatte der Schimmel Kontakt mit dem Untergrund bekommen, als ich mich von seinem Rücken schwang und sofort drei Schritte zurücklief, wobei ich meine Waffe auf die Reiterin richtete.

Aus dem Hintergrund vernahm ich eine Stimme. »He, Freunde, schaut mal. Da wird bestimmt ein Film gedreht.«

»Bleibt zurück!« brüllte ich ihnen zu und hörte auch Gertrude Ricardis' Lachen, oder mußte ich schon Petra Schwamborn sagen?

Als sie fragte: »Willst du mich wirklich aufhalten?« antwortete ich mit einem entschlossenen »Ja.«

»Dann versuch es!«

Die Stimme des Mädchens Petra klang in meinen Ohren. Ich sah ihren Körper nicht und wollte von Gertrude wissen, wo er war.

»Er lieg auf dem Friedhof. Ich habe die Kleine getötet und ihre Seele an mich gerissen. Dabei hat mir der Satan geholfen. Jetzt wohnen zwei Personen in einer.«

»Sie ist schon tot?« vergewisserte ich mich noch einmal.

»Ja.«

Diese Antwort hatte mir gezeigt, daß ich es einfach riskieren mußte. Wenn Petra Schwamborn von diesem Wesen erledigt war, konnte ich

sie auch nicht mehr töten und ging bei einer Attacke kein Risiko ein.
Ich ließ die Beretta verschwinden.
Sie lachte. »Na, hast du eingesehen, daß du mit einem solchen Wunderding bei mir nicht weiterkommst?«
»Das habe ich tatsächlich.«
»Dann gib den Weg frei! Ich werde in den Dom reiten und ihn entweihen.«
Für einen Moment trafen sich unsere Blicke. Der Wind wehte scharf über den Vorplatz. Papier wirbelte hoch, leere Dosen rollten über die Steine. Immer mehr Zuschauer sammelten sich. Von gegenüber grüßte das WDR-Gebäude, in dem noch zahlreiche Fenster erleuchtet waren, weil dort auch des Nachts gearbeitet wurde.
Alles war so real, so völlig natürlich, und ich trat zwei Schritte zur Seite, um Gertrude den nötigen Platz zu verschaffen. »Bitte«, sagte ich nur. »Du kannst reiten!«
»Hast du aufgegeben?«
»Ja.«
Sie lachte mich aus und setzte sich in Bewegung. Keinen Laut verursachte der Schimmel, als seine Hufe die Steine berührten. Gertrude Ricardis bedachte mich zudem mit keinem Blick. Sie passierte mich, hatte nur Augen für den Haupteingang des Doms, und genau das hatte ich auch gewollt.
Ich ließ sie reiten, und meine Hand glitt in die Tasche, um etwas hervorzuholen.
Jetzt mußte ich die Nerven behalten. Daß mich jemand ansprach und sogar antippte, war mir egal. Einige Leute wollten wissen, was gespielt wurde, aber es war mein Spiel, und das bewies ich ihnen auch.
Gertrude Ricardis, die lebende Leiche auf dem Schimmel, war vielleicht noch zwei Schritte von der Eingangstür des Doms entfernt, als sie mein Ruf erreichte. »Gertrude!« Ich hatte Glück. Zuerst sah es so aus, als wollte sie gegen die Tür reiten, dann drehte sie sich auf dem Pferd und fragte: »Was willst du?«
»Tu mir noch einen Gefallen!«
Sie lachte. »Und welchen?«
»Fang das!« schrie ich und warf ihr das geweihte Silberkreuz zu!

***

Vielleicht hätte sie noch ausweichen können, aber sie schaffte es nicht, da ich das Kreuz zu hart geschleudert hatte, es gegen ihren Körper prallte und sie noch mit einer Reflexbewegung zugriff.
So hielt sie es fest.
Nur für einen Moment, denn plötzlich begann sie zu schreien. Sie brüllte wie wahnsinnig, und ihr Todesschrei hallte über den Domvorplatz. In einer Wolke von Licht sah ich eine furchtbare Gestalt

durchschimmern, ein geisterhaftes, skelettartiges Wesen mit der Fratze des Teufels, das verging, als wäre es zerblasen worden, während der Schimmel zusammensackte, zu einem Schleimklumpen wurde, der sich lachenartig vor der Tür der weltberühmten Kathedrale verteilte.

Ich hob mein Kreuz auf und steckte es ein. Mein Gesicht war unbewegt, als ich mich wieder umwandte. Ich wußte selbst, welche Fehler ich gemacht hatte. Hätte ich geahnt, daß Petra Schwamborn nicht mehr lebte, hätte Ferdy Ricardis nicht zu sterben brauchen.

Blasse und erschreckte Gesichter schauten mich an. Jemand fragte: »Was war eigentlich los?«

Ich schaute den Sprecher nicht an, erwiderte nur: »Geht nach Hause, hier gibt es nichts mehr zu sehen…«

***

In der Höhe des Dom-Hotels kamen mir Will Mallmann und Oberkommissar Herkner entgegen. Ich berichtete über den Ausgang des Kampfes und was ich über Petra Schwamborn erfahren hatte.

Beide Männer waren erschüttert. Auch ich hätte mich am liebsten in eine Ecke gesetzt und an nichts gedacht. Aber das Leben ging weiter.

Am nächsten Tag wurde die Leiche der jungen Frau gefunden. Sie war tatsächlich auf dem Friedhof versteckt gewesen.

Damit hatte der Fall der Gertrude Ricardis seinen Abschluß gefunden…

ENDE

Nachwort

Den sechseckigen Turm gibt es tatsächlich in Köln. Ebenso wie die Legende um Gertrude mit ihren beiden Pferden.

Ich habe aus naheliegenden Gründen die Namen nur ein wenig verändert, doch wer von den Lesern in Köln wohnt, weiß genau, wen ich mit dieser Geschichte gemeint habe.

Herzliche Grüße

JASON DARK